Princeton University Library
32101 069158648

Library of

Princeton University.

Presented by

Mr. G. M. Priest.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
19. Jahrgang. • Band 16.

Die Stimme des Blutes.

(Pour Noémi.)

Roman von

Marguerite Poradowska.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Alwina Visch[illegible]

Stuttgart 1903.
Verlag von J. Engelhorn.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Endlich war der an einen grünen, wogenden Ozean erinnernde Wald mit ſeinem geheimnisvollen, unergründlichen Zauber erreicht. Die kühler gewordene, von kräftigen Wohlgerüchen geſchwängerte Luft wurde von einem leiſen, ſeltſamen Schwirren und Summen erfüllt.

Der helle Schlag einer Amſel ertönte; der Fußweg wurde breiter und das grüne Blätterdach erweiterte ſich zu einem majeſtätiſchen Gewölbe, in dem hohe, ſchlanke Stämme, gleich den Säulen eines Domes, emporragten.

Unter dieſen gigantiſchen Bogen aber, in dieſer weiten Waldlichtung, deren Boden ſich unregelmäßig hob und ſenkte, bemerkte der näher kommende Wanderer eine Menge in verſchiedener Höhe angebrachter Schaukeln, in denen ſich fröhliche, in ſchreiende Farben gekleidete Bauern und Bäuerinnen beluſtigten. Der Anblick erinnerte faſt an ein rieſiges, grünes Vogelbauer, worin Hunderte von ſeltſamen, buntſcheckigen Vögeln hin und her flattern oder ſich zwitſchernd einen Augenblick niederlaſſen, um dann wieder umſo lebhafter umherzuſchwirren.

André war durchaus nicht auf den Anblick eines ſolch ländlichen Feſtes gefaßt, und ſein Malerauge weidete ſich voll Entzücken an dieſem glänzenden Bilde, deſſen prächtige Farben im ſpielenden Sonnenlichte aufleuchteten oder ſich in harmoniſche Töne verſchmolzen. Nachdem er ſich endlich an dem reizenden Schauſpiel ſatt geſehen hatte, ließ er ſich, ermüdet vom langen Wandern, neben einem Baumſtamm ins weiche Moos nieder.

War es wirklich er ſelbſt, der nach fünfjährigem Umherſchweifen in der Fremde jetzt zu Fuß, und ohne ſein Kommen

OCT 18 1994 184920
(RECAP)

angemeldet zu haben, wie ein Landſtreicher in ſeine Heimat zurückkehrte? Wie merkwürdig, daß alles um ihn her, Land und Leute, ihm jetzt ſo fremd, ſo verändert vorkam! Es war ihm, als müſſe er erſt wieder mühſam Bekanntſchaft mit ihnen anknüpfen. Faſt ſchämte er ſich dieſer Empfindung, denn wie raſch und leicht hatte er ſich draußen in der Fremde den großſtädtiſchen Sitten angepaßt, ſo leicht, daß nur der dringend ausgeſprochene Wunſch ſeines alten, gichtbrüchigen Vaters, Ambroiſe Oſtoya, der vor ſeinem Tode die Zügel der Gutsherrſchaft in die Hände ſeines Sohnes zu legen wünſchte, dieſen veranlaßt hatte, in ſein Vaterland zurückzukehren.

So war er denn heimgekommen, nachdem er ſich ſchweren Herzens von Paris, von den Kameraden und dem geliebten, in der Nähe des „Palais du Luxembourg“ gelegenen Atelier losgeriſſen hatte, in deſſen hohe, breite Fenſter die Baumkronen des Gartens mit ihren gefiederten Gäſten beinahe hereinragten.

Als André dann endlich in Krakau angelangt war, kam ihm der Gedanke, zu Fuß durch die alten Karpathen zu wandern, um ſo am beſten den Zauber dieſes Gebirges, an das ſich tauſend Jugenderinnerungen knüpften, wieder auf ſich einwirken zu laſſen.

Ein Umſtand indes beunruhigte ihn nicht wenig. Würde er, der unabhängige Künſtler, ſich jetzt wohl noch in ein Zuſammenleben mit ſeinem Vater, einem Manne von heftiger, wunderlicher Gemütsart, finden können? Würde er mit ſeinen noch empfindſamer gewordenen Nerven im ſtande ſein, die ſpöttiſchen Bemerkungen und Sticheleien, die ihn ſchon früher ſo ſehr verletzt hatten, zu ertragen? Der gegen den Schluß des väterlichen Briefes vorkommende Satz: „Ich freue mich darauf, die Produkte deines Studiums zu ſehen,“ erfüllte ihn zwar trotzdem mit froher Zuverſicht, denn wie alle phantaſievoll angelegten Menſchen war er mit der glücklichen Gabe ausgeſtattet, das zu glauben, was man hofft. Während er ſo in Gedanken verloren dalag, überkam ihn allmählich eine tiefe Müdigkeit. Die ſchweren Augenlider ſchloſſen ſich; ſchon halb im Schlummer bedeckte er das Geſicht, um es

vor Insekten zu schützen, mit einem seidenen Tuche, und den Kopf auf seinen Rucksack zurücklehnend, verfiel er, vom bunten Fingerhut und üppigem Heidekraut umgeben, bald in tiefen Schlaf.

Langsam neigte sich die Sonne dem Horizonte zu und golden schimmerte sie durch das helle Smaragdgrün des Laubwerks. Da plötzlich tauchte oben auf der Höhe eine Gesellschaft vornehm aussehender junger Damen auf, die von einigen eleganten jungen Herren mit blumengeschmücktem Knopfloch verfolgt und wegen ihrer launischen Flucht geneckt wurden. Es war ein reizender Anblick, diese jugendfrohen, meist hübschen Erscheinungen unter ihren großen weißen, mit Gaze und Federn aufgeputzten Hüten! Dabei schien es, als berührten ihre kleinen Füße kaum den mit Heidekraut bewachsenen Boden, so leicht und anmutig huschten sie darüber hinweg.

Eine, die schlankste und hauptsächlich die mutwilligste unter ihnen, war den andern vorausgeeilt, wurde aber sofort von mehreren jungen Herren verfolgt. Wie toll stürzte sie vorwärts und brach beim Anblick der festtäglich geschmückten Krakauer Bauern in laute Jubelrufe aus. Mit einem Male entdeckte sie bei einer Biegung des Weges den in seinen staubbedeckten Kleidern schlummernden André.

„O Himmel," rief sie, „da liegt jemand, gewiß ein Bettler!" Und rasch wie der Blitz warf sie eine Handvoll Kupfermünzen in den Hut des vermeintlichen Bettlers zur größten Belustigung ihrer Gefährten, die den Irrtum des ausgelassenen Mädchens wohl bemerkt hatten.

Durch das Gelächter aus seinem Schlafe aufgeschreckt, hatte sich André, der irgend eine Beleidigung argwöhnte, wutentbrannt erhoben. Allein angesichts der vor ihm auftauchenden entzückenden Erscheinung erstarben die Zornesworte rasch wieder auf seinen Lippen. Denn von den schräg niederfallenden Sonnenstrahlen malerisch beleuchtet, stand ein zartes junges Mädchen vor ihm mit blendend weißer Hautfarbe, goldblonden Haaren und großen, sanften, kornblumenblauen Augen, die ihn unter dem großen Hute mit einem halb schelmischen, halb verschämten Blicke ansahen.

„Verzeihen Sie," stammelte sie, tief errötend auf Französisch, „ich wußte nicht — ich glaubte —"

Erneutes, übermütiges Gelächter unterbrach sie.

André aber hatte inzwischen das neben seinem Hute umhergestreute Kupfergeld gesammelt.

„Gestatten Sie dem vermeintlichen Bettler wenigstens, daß er Ihnen das zurückerstattet, was nicht für ihn bestimmt war, gnädiges Fräulein."

Auch er hatte im reinsten Französisch gesprochen, was seinen Eindruck auf das junge Mädchen nicht zu verfehlen schien. Sie betrachtete den jungen Mann mit etwas überraschter Miene und war im Begriff, ihm zu antworten, als die Schar der ungeduldigen jungen Leute sie unter erneutem Lachen und Scherzen mit sich fortzog.

„Hol der Kuckuck diese zudringlichen Bengels!" dachte der Künstler, und als er bemerkte, daß er das seidene Tuch, das ihn gegen die Insekten schützen sollte, noch um den Hals geschlungen hatte, riß er es verdrießlich ab, knüpfte seine Krawatte fest und schüttelte den Staub von seinen Kleidern. „Da hätte ich mich in der heimatlichen Gesellschaft ja wieder recht nett eingeführt," dachte er ärgerlich, indem er sich sagte, daß die kleine übermütige ohne Zweifel die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers sei. Dabei erfaßte ihn der glühende Wunsch, näheres von ihr zu erfahren und vor allem sie wiederzusehen. Ja, ja, suchen, verfolgen wollte er sie, und müßte er den ganzen Wald durchstöbern! Kaum zehn Minuten Vorsprung konnte die Unbekannte vor ihm haben. Als dann gerade ein Krakauer Bauer an ihm vorüberging, erkundigte er sich lebhaft nach dem Wege, den die flotte Gesellschaft möglicherweise eingeschlagen haben mochte.

„O," murmelte der Mann mit pfiffiger Miene, „die sind sicherlich zu den Kamaldolensern gegangen, denn heute ist der einzige Tag im Jahre, wo es den Frauen erlaubt ist, das Kloster zu besuchen, und da die Weiber neugierig sind — die aus den Schlössern gerade so wie die aus unsern Bauernhütten — so lassen sie eine solche Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen."

Noch ehe der Alte seine Rede vollendet hatte, befand

sich André schon auf dem Wege nach dem Kloster, vor dem sich ein buntes Volksleben abspielte, dem er übrigens nicht die geringste Beachtung schenkte. Nur mühsam drängte er sich mit Hilfe seiner Ellbogen durch die Menge in die Kirche, wo ehrwürdige Mönche ihre Andacht verrichteten und für die sie neugierig betrachtenden Frauen nur ein mitleidiges Lächeln hatten. André, der sich nun doch wider Willen von diesem stimmungsvollen Bilde fesseln ließ, war es plötzlich, als fühle er einen Blick auf sich ruhen, und als er, wie durch magnetische Kraft angezogen, den seinigen hob, entdeckte er plötzlich seine Unbekannte, die sich über die Empore herniederbeugte. Ob sie ihn wohl bemerkt hatte? Ohne Zweifel, denn er glaubte in ihren Augen eine Art Herausforderung oder Vorwurf gelesen zu haben.

Mit dem ihm eigenen Ungestüm bahnte er sich mühsam einen Weg durch die Menge bis zu einer zur Empore führenden Wendeltreppe. Als er dann aber endlich oben angelangt war, konnte er die anmutige Erscheinung nirgends mehr entdecken.

Aufs höchste erbittert, durchstöberte er nun das ganze Kloster, Zellen und Refektorium — ja bis in die Katakomben drang er hinab — aber umsonst.

Die sinkende Sonne tauchte das Tal jetzt in feuriges Abendgold und mahnte André, der ärgerlicher war, als er sich selbst eingestehen mochte, ein Wirtshaus aufzusuchen, einen Imbiß einzunehmen und sich nach einem Fuhrwerk zur Fortsetzung seiner Reise umzusehen. Allein die Wirtin, die ihm in ihrem weitschweifigen Kauderwelsch die wenigen Speisen aufzählte, die sie ihm anzubieten hatte, merkte bald, daß er gar nicht auf sie hörte. Während er die Augen starr auf die geheimnisvollen Waldwege, über die sich bereits abendliche Schatten zu lagern begannen, gerichtet hielt, sah er im Geiste das reizende Gesichtchen des unbekannten Mädchens vor sich, das ihm mit seinem Almosen und seinem schelmischen Lachen bei der Rückkehr ins Vaterland den ersten Willkommgruß geboten hatte.

Zweites Kapitel.

Das am Fuße der Karpathen auf der polniſchen Seite gelegene, den Namen „Schwarzenſee“ führende Beſitztum, war ein melancholiſches Stückchen Erde, das von zahlreichen düſtern Seen begrenzt wurde, in denen ſich ſteile, mit rieſigen Tannen bewachſene Hügel ſpiegelten. Während ſich auf der einen Seite die majeſtätiſchen, mit ewigem Schnee gekrönten Gipfel der Hohen Tatra erhoben, dehnten ſich auf der andern Seite in ſcheinbar unendlicher Ferne ſaftige Wieſen und fruchtbare Ackerfelder aus.

Je mehr ſich der mit einer weißen Plane bedeckte Wagen, in dem André ſaß, dem väterlichen Dache näherte, deſto ſchwerer wurde es dem jungen Mann ums Herz. War ſein Vater wirklich geneigt, die Künſtlerlaufbahn ſeines Sohnes, der er früher ſo hartnäckigen Widerſtand entgegengeſetzt hatte, jetzt milder zu beurteilen? Faſt unwillkürlich tauchten vor André die bittern Erinnerungen an die vielen Kämpfe auf, die ſeiner beinahe einer Flucht gleichenden Abreiſe vorangegangen waren, ja ſie eigentlich herbeigeführt hatten. Als er jedoch bei einer plötzlichen Krümmung der Straße den vom letzten Abendſchein beleuchteten alten Herrenſitz mit dem bemooſten Dache, den großen eichenen, von wildem Wein umrankten Balkon und auf der Schwelle die hohe Geſtalt ſeines Vaters ſah, da ſtiegen Freudentränen in ſeine Augen. Lebhaft ſprang er vom Wagen und ſtürzte in die Arme des Greiſes.

„Da biſt du ja endlich! Es war aber auch hohe Zeit, ſonſt hätteſt du mich am Ende auf dem Kirchhof ſuchen müſſen. Na, haben dich deine großen Reiſen wenigſtens klug gemacht? Wenn ich klug ſage, meine ich jene Klugheit, die darin beſteht, daß man die väterliche Scholle, ſeine Acker, Wieſen und Felder höher zu ſchätzen weiß, als alles andre auf der Welt. — Da kommt her,“ rief der alte Edelmann einer Gruppe von Dienern in Gebirgstracht zu, die ſich um die Freitreppe geſchart hatten, „kommt, begrüßt euren jungen Herrn und verſprecht ihm, ſo gut für ihn zu ſorgen, daß ihn keine Luſt an ein zweites Fortgehen mehr anwandelt.“

Im Nu war André von der ihm zujauchzenden Diener-

schaft umringt, die ihm Hände, Arme und Schultern küßten; sogar zwei Windhunde mischten sich lustig wedelnd in die fröhliche Schar. Aufrichtige, treuherzige Freude war in aller Augen zu lesen.

„Nun aber zu Tisch!“ mahnte der Gutsbesitzer.

An den Wänden des großen Speisezimmers hingen schnurgerade nebeneinander die lebensgroßen Ahnenbilder der Familie Ostoya mit ihren geschorenen Köpfen und gewaltigen Schnurrbärten; alle in der polnischen Nationaltracht, mit den bunt schillernden Ärmeln und dem mit Gold und Seide gestickten Gürtel. Das auf dem Büfett und den Anrichtetischen funkelnde schwere alte Silbergeschirr und die über die Diwane gebreiteten, aus Asien mitgebrachten und vielleicht noch aus der Zeit des Königs Siegismund stammenden altertümlichen Teppiche verliehen dem großen Raume den Stempel ernster Vornehmheit. Als Vater und Sohn den Saal betraten, kamen einige vertraute Gäste, die sich bei der Begrüßung zartfühlend zurückgezogen hatten, auf den jungen Mann zu.

„Unser Pfarrer von der Nowyer Kirche,“ sagte der alte Herr vorstellend, „seine Schwester Panna Sophia, mein Nachbar Hubay und Kerl, unser Gutsverwalter, dessen du dich jedenfalls noch erinnerst.“ Als man sich zu Tisch gesetzt hatte, fuhr der alte Herr, sich über seine Suppe hermachend, fort: „Du bist also jetzt ein großer Maler geworden, mein Sohn. Dein Name wird sogar in den Zeitungen genannt. Ich versuchte, deine Pariser Blätter — wie hießen sie nur gleich, ‚Die moderne Kunst, Moderne Ästhetik‘ und so weiter — zu lesen, aber leider, ich muß es gestehen, habe ich wenig davon verstanden. Deine Werke will ich sehen, das ist mir viel wichtiger. Übrigens sind sämtliche Kisten bereits angekommen; ich ließ sie einstweilen in den großen Empfangssaal stellen, wo du sie uns dann nachher vorführen kannst.“

Während der Kaffee auf der Terrasse eingenommen wurde, kamen noch weitere Gäste: Zermatt, der Vorstand des Alpenklubs, Radowicz, ein Gutsbesitzer aus der Umgegend, und Teznar, Hilfsrichter am Gerichtshof von Nowy, mit Frau Vincente, seiner Gattin.

„Ah," rief der alte Oſtoya, „hier iſt ja auch der Fürſt Drohicz, der Staroſt unſres Bezirks! Geſtatten die Herrſchaften, Ihnen meinen Sohn, der ſoeben erſt angekommen iſt, vorzuſtellen. Ja, mein Sohn André, Kunſtmaler, wie die Volksſtimme ſagt, und, wie ich hoffe, heut übers Jahr der beſte Landwirt unſrer Gegend."

„O," rief affektiert Frau Teznar, eine ältliche Blondine in einer etwas auffallenden himmelblauen Muſſelintoilette, „ich ſchwärme für die Kunſt, ebenſo wie unſer lieber Fürſt hier," fügte ſie, einen ſchmachtenden Blick nach dem Staroſt werfend, hinzu. „Sagen Sie mir, Herr André, gehören Sie der Münchener Schule an? Stellen Sie in den Champs Elyſées aus? Sind Sie ſchon preisgekrönt?"

Scharf betrachtete André die kleine, bewegliche Frau, die ihm vom erſten Augenblick an höchſt unſympathiſch war.

„Ich gehöre keiner beſonderen Schule an," antwortete er trocken, „und habe auch niemals Verlangen gehabt, bei einer jener großen Karawanſereien auszuſtellen, wo jedes Bild nur aufgehängt zu ſein ſcheint, um ſeinen Nachbar zu erdrücken."

„Iſt es möglich," fuhr Frau Teznar fort, „Sie haben Ihre Studien in keinem berühmten Atelier von Paris gemacht?"

„Nein, ich habe ſtets allein gearbeitet; die Natur war mein einziger Lehrmeiſter, dadurch iſt man allein im ſtande, ſich eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu bewahren."

„Wirklich?" erwiderte ſie in ſpöttiſchem Tone, gekränkt durch den wenig verbindlichen Ton des Künſtlers. „Berühmte Meiſter, Wettbewerbungen, all dies ſollte keinen Wert mehr haben? Alſo auch auf dieſem Gebiete ſchwingt jetzt die Anarchie ihr Zepter?"

„Die Kiſten ſind ſoeben geöffnet worden," unterbrach ſie der alte Oſtoya. „Wie wär's, mein lieber Junge, wenn du jetzt in den Saal hinübergingeſt, anſtatt zu diſputieren?"

Andrés Stirne umwölkte ſich. Nichts konnte ihm unangenehmer ſein, doch wagte er es nicht, ſich dem Wunſche ſeines Vaters zu widerſetzen.

„Ich ſage dir im voraus, daß meine Sachen weder dir, noch den übrigen Herrſchaften gefallen werden," bemerkte er, ſich entfernend.

Wenige Minuten später wurde die Gesellschaft aufgefordert, in den großen Empfangssaal des Schlosses zu kommen, wo etwa ein Dutzend Gemälde in einfachen, weißlackierten Rahmen aufgestellt waren: Landschaften mit glühenden Sonnenuntergängen, andre mit Felsen und wildem Gestrüpp, und in ihrer Mitte, gleichsam als Hauptwerk, die warm empfundene Studie einer nackten Frauengestalt auf einer sonnenbeschienenen Wiese.

Beim Anblick dieser Werke, die zwar glänzend und kraftvoll in der Zeichnung, aber von einer Kühnheit des Kolorits waren, das die klassischen Kunstideen der guten Provinzler verwirrte, malte sich ein mit Entsetzen gepaartes Erstaunen auf allen Gesichtern.

„Sehr gut — sehr gut," stammelte man verlegen und wandte die Blicke voll Neugierde nach dem alten Ostoya, der, auf seinen Stock gestützt, langsam und feierlich, eine altmodische Lorgnette in der Hand, wie ein Schiedsrichter näherkam. Ernst ließ er seine Blicke über die Gemälde schweifen, dann aber verfinsterten sich plötzlich seine Züge, und heftig mit dem Stock auf den Fußboden stoßend, rief er: „Ha, zum Henker, das ist wohl eine Fopperei? Was soll der Kram bedeuten? Deine Bilder will ich sehen!"

„Das sind meine Bilder," antwortete der junge Mann kalt. „Ich hatte es dir ja im voraus gesagt, daß du sie nicht verstehen werdest. Übrigens habe ich auch gar nicht die Absicht, für die große Menge zu malen, mir genügt es, von einigen Künstlern in der Stille meines Ateliers gewürdigt zu werden."

„So, also für einen Ignoranten hältst du mich? Du glaubst wohl, daß ich mir mit meinen sechzig Jahren von dir erklären lassen müsse, was Kunst sei? Zum Henker noch einmal, ich habe in Wien Gemälde von Rubens, Van Dyck, Raffael und Corregio gesehen. Solche Bilder lasse ich mir gefallen; diese Leute verstanden ihr Handwerk! Da brauchte ich keinen Führer, der mich erst auf die Schönheiten aufmerksam machen mußte. Mein Lebtag werde ich das Porträt vom Prinzen Rupprecht nicht vergessen, sowenig als die Heiligenbilder und Madonnen! Weiß Gott, ich hätte vor ihnen niederknieen mögen! Und die Schlachtenbilder unsrer vater-

ländiſchen Maler in Lemberg und Krakau entzückten mich nicht minder. Das Herz geht mir auf bei all den ſchönen Erinnerungen! Ich bitte dich, was für einen Wert hat denn die Malerei, wenn ſie nicht das Höchſte und Edelſte in unſrer Seele wachruft und belebt: die patriotiſchen und religiöſen Gefühle? Aber auch Landſchaftsbilder habe ich geſehen: lachende Gefilde, belebt von fröhlichen, Ackerbau treibenden Geſtalten. Hier aber ſehe ich nur eine unklare Kleckſerei: mir iſt, als ſchaue ich in ein Kaleidoſkop, wie man ſie kleinen Kindern ſchenkt. Und was nun vollends dieſe Venus anlangt," fuhr er, ſich über die große Studie beugend, fort, „eine Venus, die auf der Wieſe ſteht, wo man ſonſt eine ganz andre Sorte von lebendigen Weſen zu erblicken gewohnt iſt — das iſt ja zum Lachen! Wozu dieſes bläuliche Fleiſch mit den gelben Kleckſen, die wohl Sonnenſtrahlen bedeuten ſollen? Die ganze Geſchichte macht mir faſt den Eindruck eines dummen Scherzes."

„Mein lieber Herr Oſtoya," ſagte der Staroſt geziert, „vergeſſen Sie nicht, daß neben Beethoven, Bach und Wagner auch ein Moniuszko, Brahms und Borodino ihre Exiſtenzberechtigung haben. Übrigens darf man einen Künſtler nur in ſeinem Atelier beurteilen — hier iſt das Licht ſchlecht."

„Ach was! Etwas wirklich Gutes kommt überall zur Geltung. Ich aber behaupte, daß es eine Sünde iſt, fünf Jahre ſeines Lebens geopfert zu haben, um zu einem ſolch erbärmlichen Reſultat zu gelangen."

Schüchtern war auch der Hilfsrichter nähergetreten und ſagte in verſöhnlichem Tone: „Sie werden ſehen, geehrter Herr Oſtoya, daß dieſe Gemälde in goldenen Rahmen um hundert Prozent gewinnen; es iſt unglaublich, was der Rahmen bei einem Bilde tut. Ich habe zum Beiſpiel zu Hauſe einen kleinen Farbendruck —"

„So ſchweig doch," unterbrach ihn ſeine Gattin, ihm zugleich einen gelinden Stoß mit dem Ellbogen verſetzend, „du biſt im Begriff, eine Dummheit zu ſagen." Dann fuhr ſie, zu dem Maler gewandt, in erheuchelt liebenswürdigem Tone fort: „Dieſe Sachen verkaufen ſich wohl gut in Paris?"

Den langen, unbarmherzigen väterlichen Urteilsſpruch

hatte André mit todesblaſſem Geſicht, aber ſchweigend über ſich ergehen laſſen, obwohl ihn die Herabſetzung des Liebſten und Heiligſten, was er ſein eigen nannte, zumal vor Leuten, die er der Würdigung der wahren Kunſt für unfähig hielt, bis ins Innerſte empörte. Allein bei der taktloſen Frage der Hilfsrichterin ſtieg ein leichtes Rot in ſeine Wangen und ſchroff erwiderte er: „Darüber kann ich Ihnen wirklich keine Auskunft geben, gnädige Frau, denn Handel habe ich mit meinen Bildern noch nicht getrieben.“

Nun brach der alte Oſtoya in ſchallendes Gelächter aus. „Na, das beruhigt mich wenigſtens über den Geſchmack der Pariſer, an dem ich bereits zu zweifeln begonnen hatte. Damit haſt du dir ſelbſt das beſte Urteil geſprochen, mein Junge. Wenn ein Bäcker ſeine Ware nicht los wird, ſo iſt dies ein Beweis, daß er ſein Handwerk nicht verſteht, und er kann nichts Beſſeres tun, als die Sache an den Nagel zu hängen. Darin liegt übrigens gar nichts Beſchämendes; du wirſt ſchon noch einſehen, daß die Landwirtſchaft weit über jedem andern Berufe ſteht. Da kannſt du die Natur erſt ſo recht von Grund aus ſtudieren.“

Damit hatte der alte Herr ſeine gute Laune wiedergefunden. „Wie wär's, wenn wir, bis die Whiſttiſche in Ordnung ſind, eine Zigarre rauchten?“ fragte er heiter.

Nichtsdeſtoweniger lag es wie ein Alp auf der kleinen Geſellſchaft.

„Wir müſſen uns leider jetzt empfehlen, mein lieber Herr Oſtoya,“ ſagte der Staroſt.

„Ach ja, auf die lange Trennung hin ſehnen Sie ſich gewiß jetzt beide nach einem Alleinſein,“ fügte Frau Teznar mit ihrer ſüßlichen Stimme hinzu. „Alſo, mein lieber Fürſt, Sie wollen wirklich die Güte haben, uns in Ihren Wagen zu nehmen!“ rief ſie ſtrahlend vor Freude, daß ſie die Mietskutſche, die ſie hergebracht hatte, nicht wieder beſteigen mußte.

Galant reichte der alte Oſtoya ihr den Arm und führte ſie bis zum Wagen, dann trat er zurück, um auch den Hilfsrichter einſteigen zu laſſen.

„O nein, keine Rede, mein Mann ſitzt natürlich auf dem Bock, hier iſt nicht Platz für drei.“

Mit einer koketten Gebärde forderte ſie den Staroſt auf, neben ihr Platz zu nehmen, worauf ſich dieſer vorſichtig neben einem rieſigen Berg von kleinen himmelblauen Muſſelinvolants niederließ.

Als der alte Oſtoya dann mit verſchmitzter Miene den Wagenſchlag zugemacht und dem Gatten, der mit jämmerlichem Geſicht neben dem Kutſcher ſaß, einen ſpöttiſchen Blick zugeworfen hatte, lehnte Frau Teznar ſich weit in die Polſter zurück und rief mit verſchämter Miene: „Nein, nein, Herr Oſtoya, Sie täuſchen ſich ganz und gar — glauben Sie mir, es iſt nichts, gar nichts dahinter! Wie boshaft Sie ſind!“

„Dumme alte Schneegans!“ murmelte der alte Edelmann, während er am Arm ſeines Sohnes die Freitreppe wieder hinaufſtieg. „Und dabei wünſcht die alberne Perſon glühend, daß ich ihr nicht glauben ſoll.“

In dieſem Augenblick ging die Wirtſchafterin, eine große Perſon mit ſtechenden Augen und magerem, fahlem Geſicht, dicht an ihrem Herrn vorüber.

„Der gnädige Herr hätten ſich auch nicht die Mühe zu machen brauchen, dieſe ‚Gouvernantka‘ hinunterzubegleiten,“ brummte ſie in verächtlichem Tone.

„Ruhe!“ erwiderte der Gutsherr, ſie ſchroff zurückweiſend. „Kümmere dich lieber um deine Arbeit.“ Dann fuhr er, ſich an ſeinen Sohn wendend, fort: „Frau Teznar war nämlich früher in der Tat Erzieherin oder vielmehr Vorleſerin bei einer reichen, vornehmen Dame, und dort, in jener Welt des Luxus, hat ſie auch den Staroſt kennen gelernt. Dies alles iſt ihr nun zu Kopf geſtiegen. Trotz ihrer ärmlichen Verhältniſſe verſucht ſie, in Nowy ein Haus zu machen. Sie gibt muſikaliſche Geſellſchaften, und der Staroſt, ein alter Junggeſelle und leidenſchaftlicher Muſikfreund, beſtärkt ſie noch in ihren Schrullen, um ſich dafür verhätſcheln und verwöhnen zu laſſen.“

Damit hatten Vater und Sohn das Rauchzimmer erreicht, wo die Whiſtſpieler ſie erwarteten.

„Dieſe Frau Teznar,“ ſagte jemand, „iſt doch unverbeſſerlich. Wiſſen Sie eigentlich, wo ihre Tochter iſt?“

„Die jüngere? Die wird wohl noch im Kloſter ſein.

Man ſagt, ſie ſei gerade ſo eitel und oberflächlich wie die Mutter. Die andre aber, die aus einer früheren Ehe des Vaters ſtammt, bekommt man faſt niemals zu ſehen."

„Ach ja," ſagte die Schweſter des Pfarrers, die Augen von ihrem Strickzeug erhebend, in mitleidigem Tone, „die iſt das Aſchenbrödel. Sie beſorgt die ganze Haushaltung, während die Mutter Klavier klimpert und die Arien des Fürſten begleitet."

Nachdem der alte Oſtoya mit den Gäſten an den Spieltiſchen Platz genommen hatte, verließ André haſtig das Zimmer und irrte, noch immer ganz faſſungslos über das Urteil ſeines Vaters, durch die weiten, verödeten Räume des Schloſſes. Eine unſägliche Traurigkeit erfüllte ihn. Er zürnte ſeinem Vater, daß er ihn zurückgerufen, und ſich ſelbſt, daß er dem Rufe Folge geleiſtet hatte. War es denn überhaupt denkbar, daß er von nun an zu dieſer engherzigen, kleinlichen Geſellſchaft gehören ſollte?

Erſt am ſpäten Abend ſaßen Vater und Sohn einander ohne fremde Zeugen gegenüber. Aber beiden war das Herz ſchwer, denn ſie empfanden ſchmerzlich die Kluft, die ſich während der fünfjährigen Trennung zwiſchen ihnen aufgetan hatte. Ehe ſie ſich dann in ihre Zimmer zurückzogen, ſagte der alte Edelmann, einen kleinen, auf einem Nebentiſchchen liegenden Band ergreifend, in traurigem Tone: „Haſt du die Werke Nikolas Reys, jenes vortrefflichen Philoſophen des fünfzehnten Jahrhunderts, geleſen? Gewiß kennſt du ihn kaum. Laß dir raten und ſtudiere ſie. Daraus kannſt du lernen, daß ein polniſcher Edelmann ſein Glück vor allem im Bebauen der väterlichen Scholle und im Genuß des häuslichen Lebens findet. — Doch jetzt gehe ſchlafen, mein Sohn. Morgen wird Kerl dich auf dem Gutshofe herumführen. Selbſtverſtändlich kannſt du in deinen freien Stunden ſoviel ſchmieren und kleckſen, als du willſt." Dann fügte er in einem Tone, dem er einen ſtrengen Klang zu geben verſuchte, hinzu: „Ich habe da droben gegen Norden in der größten Stube ein Fenſter verbreitern laſſen — du wirſt dort gutes Licht haben."

Drittes Kapitel.

Schon war mehr als ein Monat vergangen, während deſſen ſich André unter der bewährten Leitung des alten Kerl willig an der Verwaltung des Gutes beteiligte. Trotzdem wollte die gleich zu Anfang zwiſchen ihm und ſeinem Vater entſtandene Spannung nicht weichen, und die Folge davon war, daß ſich Andrés allmählich ein gewiſſer Trübſinn bemächtigte. Die täglichen und oft recht lärmenden Beſuche der benachbarten Gutsbeſitzer waren keineswegs im ſtande, ihn aufzuheitern.

Ein Mißerfolg bei einer kleinen Gemäldeausſtellung in Krakau, wohin André, raſch entſchloſſen, einige Skizzen geſchickt hatte, erhöhte noch ſeine Verſtimmung. Auch dort war die Kühnheit ſeiner Werke nicht nur nicht gewürdigt worden, ſondern das empörte Publikum behauptete ſogar, man habe es zum beſten. Selbſt die Zeitungen waren durchaus nicht karg in ihrem Tadel.

Der alte Oſtoya aber triumphierte.

„Nun," ſagte er, ſich heimlich ins Fäuſtchen lachend, zu ſeinem Sohne, „gibſt du jetzt endlich zu, daß dein alter Vater doch noch ſein klares Urteil hat? Weißt du, Malerei iſt Phantaſterei, und ein Phantaſt iſt ein Faulenzer. — Haſt du jetzt beſtimmt, welche Ländereien du dies Jahr brach liegen laſſen willſt und welche bebaut werden ſollen?"

Gewiſſenhaft beantwortete André dieſe Fragen; ſeine Seele aber verſchloß ſich mehr und mehr vor ſeinem Vater. Glücklich fühlte er ſich nur noch während der einſamen Stunden, die er hinter verſchloſſenen Türen in ſeinem Atelier verbrachte, oder wenn er in Begleitung einiger kühner Gebirgsbewohner eine gefährliche Bergbeſteigung unternahm.

Manchmal kam ihm auf ſeinen Streifzügen durch die Karpathen der Gedanke, ob ihn nicht vielleicht der Zufall einmal in einem der verſchiedenen Badeorte, wo er Raſt zu machen pflegte, mit dem hübſchen Mädchen zuſammenführen würde, das er im Kamaldolenſerwald flüchtig geſehen hatte. Allein wahrſcheinlich glänzte ihre Schönheit jetzt in irgend einem ausländiſchen Seebade.

Eines Tages betrat er von ungefähr die Kirche der kleinen Stadt Nowy, während gerade Messe gelesen wurde. Als die bei Erhebung der heiligen Hostie niedergekneten Andächtigen sich langsam erhoben, zuckte André plötzlich erschrocken zusammen.

Denn sie, die lange Gesuchte, erblickte er — ja dort, ihm gegenüber, stand sie mit gefalteten Händen, das feine Profil wie in Verzückung nach oben gerichtet; eine heiße Bitte schien auf ihren Lippen zu schweben. O welch köstliche, berauschende Überraschung! Als sich die Blicke der beiden dann aber endlich begegneten, empfand er es wie Wonne und Enttäuschung zugleich; denn sie war es und war es auch wieder nicht. Jedenfalls aber grenzte die Ähnlichkeit ans Wunderbare. Die Augen, Wimpern und Haare mochten vielleicht eine Schattierung dunkler sein, und um den feingeschnittenen Mund lag ein mehr sanfter als koketter Ausdruck. Wohl trug auch sie ein helles Kleid, aber ihrer ganzen Persönlichkeit entströmte doch eine Einfachheit und Schlichtheit, die der andern nicht eigen gewesen war, und wenn ihre Gestalt auch dieselbe Schlankheit zeigte, so entbehrte die Haltung doch der mutwilligen, berückenden Anmut der Unbekannten aus dem Kamaldolenserwalde.

„Wer mag sie sein?“ dachte André voll Bangigkeit. Und als er die Leute neben sich fragte, wurde ihm gesagt, es sei Malwa Teznar, die Tochter aus erster Ehe eben jenes Hilfsrichters aus Nowy, mit dem er am Tage seiner Ankunft im väterlichen Hause zusammengetroffen war.

So fest André sich auch vorgenommen hatte, niemals einen Fuß in dieses Haus zu setzen, vor dem er eine instinktive Abneigung empfand, so machte er doch noch am gleichen Tage dort seinen Besuch.

Es war ein niedriges, einstöckiges, dicht von wildem Wein umranktes Gebäude mit hohem Schindeldach. Ein kleiner wohlgepflegter Rosengarten lag davor, dahinter der Hof, der Gemüsegarten und eine große, mit Obstbäumen bepflanzte Wiese. Im Innern befanden sich nur drei Zimmer, die ganz jenen Stempel der Dürftigkeit eines niedrigen österreichischen Beamten trugen. Doch hatte man diese Ärmlichkeit durch tausend kleine, geschickt angebrachte Ausschmückungen, wie

künſtliche Blumenſträuße, Fächer und Farbendruckbilder ſoviel als möglich zu verbergen geſucht. Nur wenige Möbel, darunter einige alte, mit geblümtem Kattun oder Wachstuch bezogene Sofas, die zugleich auch als Nachtlager dienen mußten, bildeten die Einrichtung. Im ſogenannten Salon ſtand ein Flügel, und auf einer Etagere machten ſich geſchmackloſe Nippſachen breit.

In gezierter Haltung, auf einem geblümten Lehnſtuhl ſitzend, unterhielt ſich Frau Teznar in gleichgültigem Tone mit einigen Gäſten. Da plötzlich erſchien der Maler, auf deſſen Beſuch ſie nicht mehr gehofft hatte, und ihre gelangweilte Stimmung ſchlug ſofort in freudige Erregung um. Lächelnd, mit übertriebener Freundlichkeit begrüßte ſie ihn.

„Wie liebenswürdig von Ihnen. Schade, daß der Fürſt gerade heute nicht hier iſt, ſonſt hätten wir etwas Muſik gemacht!“

Auch der Hilfsrichter erging ſich in ſeiner beſcheidenen Weiſe in den höflichſten Redensarten. Wo aber mochte Malwa ſein? dachte André voll Ungeduld. Erſt als Frau Teznar gebieteriſch nach Kaffee rief, erſchien die Erwartete in einem weißen Latzſchürzchen, mit einem Servierbrett in den Händen.

Freudig ſchlug Andrés Herz bei ihrem Anblick. Trotz des beſcheidenen hausmütterlichen Anzugs tat der Zauber, den ſie in der Kirche auf ihn ausgeübt hatte, auch jetzt wieder ſeine Wirkung. Und doch richtete er das Wort nicht direkt an ſie, ſondern begnügte ſich damit, ſie mit ſeinen Blicken förmlich zu verſchlingen.

Von einem Kreiſe aufmerkſamer Zuhörer umgeben, erzählte er jetzt von ſeinen Reiſen, und ein wohliges Empfinden überkam ihn, als er den ſanften Blick dieſes reizenden Mädchens auf ſich ruhen fühlte, von der er ſo gut als nichts wußte, die aber ſeine Phantaſie beſchäftigte, wie ein ſchönes Gedicht, das einen unwiderſtehlich reizt, darin zu blättern.

„Nicht wahr, Sie wiederholen Ihren Beſuch recht häufig,“ ſagte Frau Teznar beim Abſchied, und diesmal war ſeine Antwort ein rückhaltloſes Ja.

Dieſes unerwartete kleine Abenteuer hatte doch etwas Reiz und Abwechſlung in das Leben des Künſtlers gebracht,

und gar häufig wanderte er den Weg nach Nowy. So oft er jedoch versuchte, die Züge seiner Unbekannten aus dem Kamaldolenserwald zu Papier zu bringen, mußte er sich sagen, daß die beiden reizenden Köpfchen sich jetzt derart in seinem Geiste ineinander verschmolzen hatten, daß unter seinem Stifte immer nur das ernste Profil Malwas zum Vorschein kam. Dann warf er voll Ärger, den feinen Unterschied nicht erfassen zu können, die Kohle unzufrieden beiseite — fürchtete er doch in seiner Begeisterung für die eine, das Bild der andern schließlich ganz zu vergessen.

Viertes Kapitel.

„Allerdings bereue ich es, dich geheiratet zu haben," rief Frau Teznar wütend, indem sie erregt an einer allerliebsten rosaseidenen Taille weiternähte, während ihr Mann im Zimmer auf und ab ging. „Noémi hat ganz recht, wenn sie sagt, daß es viel klüger von mir gewesen wäre, wenn ich den alten Kammerherrn geheiratet hätte — der gehörte doch wenigstens der vornehmen Gesellschaft an — und Geld hatte er auch."

„Noémi ist ein ungezogenes Mädchen, das vor nichts Respekt hat," sagte Matthias Teznar mit einem Seufzer, „du aber, Vincente, weißt sehr wohl, daß sich dein Kammerherr im letzten Augenblick höflich, aber energisch zurückzog, und daß du recht froh warst, in dem Staatsbeamten Matthias Teznar einen Ersatz gefunden zu haben."

„Ja, ein recht hübscher Staatsbeamter, der seit Jahren nicht vorwärts kommt und uns dazu verdammt, in diesem elenden Nest weiterzuvegetieren! Übrigens scheinst du es vergessen zu haben, daß ich halb gezwungen und nur im Bewußtsein, ein gutes Werk zu tun, wenn ich einen mit zwei mutterlosen Kindern belasteten Witwer heirate, in diese Verbindung willigte."

„Gezwungen?" antwortete der Gatte mit spöttischem Lachen. „Du hattest damals bereits deine neunundzwanzig Jahre hinter dir."

Verächtlich maß sie ihn mit den Augen.

„Wenn du wüßteſt, wie gewöhnlich du ausſiehſt, wenn du auf dieſe Weiſe lachſt!“

„O, ich weiß wohl, daß ich nicht wie du in den Dienſten einer Hofmarſchallin erzogen worden bin. Meine Eltern verloren im Jahre achtundvierzig ihr Vermögen, und ſo blieb mir nichts andres übrig, als in Budapeſt als Lehrling in ein Geſchäft einzutreten.“

Empört hielt ſie ſich die Ohren zu.

„Schweig, mir grauſt vor dir! Du haſt, weiß Gott, nicht eine Spur von Takt. Willſt du nicht lieber gleich in der ganzen Nachbarſchaft verbreiten, daß du Kattun abgemeſſen und Käſe verkauft haſt? Das wäre ſo der richtige Weg, um für Noémi einen Mann zu finden.“

Verdrießlich griff er nach ſeinem an der Wand hängenden Hut und ſagte: „Dieſer ganze Auftritt hat ja doch nur den Zweck, mir Geld abzunötigen. Es tut mir jedoch leid, dir ſagen zu müſſen, daß ich keines habe.“

Mit einem Satz ſtand ſie mitten im Zimmer.

„Hat man dir denn nicht erſt geſtern dein Gehalt ausbezahlt?“

„Das Haushaltungsgeld liegt in der Schublade am gewohnten Platz; mehr kann ich dir augenblicklich nicht geben.“

„So willſt du alſo das Abendeſſen, das wir dem Richter und ſeiner Frau ſchuldig ſind, auch jetzt wieder hinausſchieben? Iſt es dir denn gar nicht peinlich, ihre Einladungen unerwidert zu laſſen? Ich aber, ich ſchäme mich zu Tode. Und mit welchem Hochmut uns dieſe Leute ſtets behandeln! Fünfzehn Jahre iſt er jünger als du und trotzdem dein Vorgeſetzter. Empört es dich nicht, mit deinen grauen Haaren dem frechen blonden Herrn und ſeiner unverſchämten Ehehälfte Reſpekt zollen zu müſſen?“

Matthias Teznars Stirne hatte ſich bei dieſen grauſamen Worten umwölkt, und ein bitterer Zug legte ſich um ſeinen Mund.

O dieſes Weib, wie ſehr verſtand ſie es, Wunden aufzudecken, die man ſo gerne tief verſtecken möchte! Wohl war er bedeutend früher ins Amt getreten als ſein Chef, aber damals wurde eben noch nicht die vorherige Ablegung einer

Prüfung verlangt wie jetzt — ein Umstand, dem Teznar die Unmöglichkeit, in eine höhere Stellung einzurücken, verdankte.

Befriedigt, ihn geärgert zu haben, fuhr Frau Teznar fort: „Wenn du nur wenigstens nicht immer hartnäckig die Geschenke zurückwiesest, die man dir anbietet, und die doch alle deine Kollegen ohne Skrupel annehmen. Aber du bist eben von einer geradezu albernen Selbstlosigkeit, die uns noch an den Bettelstab bringen wird. Was wäre es denn für ein Verbrechen, wenn du deinen reichen Klienten, den Gutsbesitzern, Wirten oder Kaufleuten hin und wieder einen guten Rat oder Wink gäbest?"

Das Gesicht des Hilfsrichters färbte sich blaurot.

„Vincente, ich schäme mich, dich so sprechen zu hören! Du hast wirklich einen traurigen Begriff von Ehrgefühl. Aber du weißt wohl, daß ich in diesem Punkt unerschütterlich bin."

„Ja, ich weiß," unterbrach sie kalt, „daß wir unser elendes Bettlerleben weiterführen werden. Was aber deine Ersparnisse anbelangt, so schiebst du die wahrscheinlich deinen eigenen Kindern zu, deinem Sohne beim Militär und Malwa, während du Noémi, deine jüngste Tochter, ein hübsches, kluges, bezauberndes Mädchen, das zur großen Dame wie geschaffen ist, rücksichtslos vernachlässigst. Übrigens wirst du dich trotz allem entschließen müssen, ihr etwas Geld zu schicken. Vergißt du, daß die Ärmste in einer ganz andern Umgebung lebt als wir, daß sie sich elegant kleiden und die Marschallin in die große Welt begleiten muß? Und du kennst doch die Knauserei der alten Dame."

„O, das geht mich nichts an," rief der Beamte im mürrischen Tone. „Habe ich sie vielleicht zu ihr geschickt? Nein, im Gegenteil, mit aller Macht habe ich mich widersetzt, daß Noémi nach ihrem Aufenthalt im Kloster in eine Welt geführt werde, die nicht für ihre Verhältnisse paßt."

Verzweifelt hob Frau Teznar die Arme in die Höhe.

„Das kennzeichnet dich wieder vollständig! Du hast nicht einen Funken von Ehrgeiz, weder für dich, noch für die Deinigen. Begreifst du denn nicht, daß Noémi bei der Marschallin unter Umständen ihr Glück machen kann? Ach, wenn du nur etwas von meinem Unternehmungsgeist hättest, so

ſäßen wir längſt nicht mehr in dieſer elenden Provinz vergraben."

„Höre mich an, Vincente," ſagte der Hilfsrichter, erſchöpft von dieſen immer häufiger wiederkehrenden Auftritten, in verſöhnlichem Tone, „ich will dir noch fünf Gulden geben, das iſt aber auch alles, was ich tun kann."

Allein ohne auf ihn zu hören, fuhr ſie heftig fort: „Und weißt du auch, was ich mit jenen beſcheidenen muſikaliſchen Geſellſchaften, zu denen ich die angeſehenſten Leute der Umgegend herbeizuziehen ſuche, bezwecke? Denkſt du denn nicht daran, daß auch du eine Tochter zu verheiraten haſt? Warum beſtand ich neulich ſo ſehr auf einem Beſuch in Schwarzenſee? Auf den Buſch klopfen wollte ich, mir den Maler betrachten, von dem ich ſchon ſo viel ſprechen hörte. Er hat freilich recht lange mit ſeinem Beſuch gezögert; nun er ihn aber doch gemacht hat, iſt er von um ſo größerer Bedeutung. Du haſt natürlich nichts von dem auffallenden Intereſſe gemerkt, das ihm Malwa einzuflößen ſcheint. Während der ganzen Zeit, die er bei uns zubringt, verliert er ſie ja nicht aus den Augen, und was er ſagt, iſt eigentlich nur an ſie gerichtet. Warum ſollte er Malwa nicht heiraten, wenn ſie ihm gefällt?"

Den Hut in der Hand, hörte Matthias Teznar ihr zu, und allmählich malte ſich ein großes Erſtaunen in ſeinen blaßgrauen Äuglein. Was für merkwürdige Dinge doch immer um ihn her vorgingen, ohne daß er eine Ahnung davon hatte! — Dieſe unerwartete Enthüllung ſeiner Frau aber rührte ihn tief. Alſo ohne ſein Wiſſen beſchäftigte ſie ſich mit der Zukunft ſeiner Malwa, mit dem armen, vernachläſſigten, ſelbſt von ihm oft rauh behandelten Kinde! Ein wahrer Freudenſtrom ſchwellte ſein Herz. Er freilich, er hätte eine ſolche Partie nicht einmal im Traume für ſie zu erhoffen gewagt. Allein ſobald Vincente daran dachte und ſich an dieſen Gedanken feſtklammerte, war die Sache immerhin möglich. Im Grunde fühlte er ja ihre Überlegenheit, beſonders was Scharfſichtigkeit und Gewandtheit anbelangt.

Berauſcht von der glänzenden Ausſicht, ging er entſchloſſenen Schrittes auf ſeinen Sekretär zu und nahm aus ſeiner

Schublade einen Zehnguldenſchein heraus. Dieſes Geld war zwar für ſeinen Sohn beim Militär beſtimmt, allein dieſer mußte ſich nun eben noch länger gedulden. Sodann griff er nach einem Päckchen Einguldenſcheine, die für unvorhergeſehene Ausgaben beſtimmt waren. Zehn davon reichte er mit dem andern Scheine ſeiner Frau, und die Hand liebevoll auf ihre Schulter legend, ſagte er: „Wie gut von dir, Vincente, daß du an meine arme Malwa gedacht haſt! Ich danke dir dafür, von ganzem Herzen danke ich dir! Wenn ich vorhin etwas heftig war, ſo verzeihe mir. Ich will von nun an das Schickſal meiner beiden lieben Töchter voll Vertrauen in deine Hand legen."

Glücklich lächelnd ſah er ſie an und wartete auf ein freundliches Wort. Allein die vorhin ſo zungenfertige Vincente blieb jetzt ſtumm, nur ein flüchtiger Triumphſtrahl huſchte über ihre Züge, während ſie die Scheine in ihr Körbchen gleiten ließ. Dann reichte ſie ihm herablaſſend die Hand.

Zärtlich zog er ſie an die Lippen und verließ dann eilig, mit ſtrahlendem Antlitz das Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Als der Hilfsrichter den ſchmalen, nach dem Hühnerhof führenden Gang durchſchritt, ſtieß er auf eine in eine Ecke gedrückte, dunkle Geſtalt.

„Malwa, du?" rief er, ein großes, blaſſes, junges Mädchen bemerkend, das zu entwiſchen verſuchte. Dann fragte er mit leiſerer Stimme: „Haſt du gehört, was wir ſprachen?"

„Ja," murmelte ſie mit geſenktem Köpfchen und tief errötend, „die Türe war nur angelehnt."

„Sieh mir einer das loſe Mädchen! Wirſt du jetzt auch noch ſagen, Vincente kümmere ſich nicht um dich? Du haſt nun ſelbſt gehört, daß ſie ſogar an deine Zukunft denkt."

Wieder überzog tiefe Röte die Stirne des jungen Mädchens. Sie bemerkte es kaum, daß der Vater freundlich ihre Wangen klopfte und dann das Haus verließ. Ihr ganzes Denken war nur erfüllt von dem, was ſie ſoeben gehört hatte.

War es auch recht, ſolche Hoffnungen in ihr Herz zu pflanzen? Dieſer Künſtler, dieſer eigenartige Charakter, deſſen Leben und Vergangenheit wie mit einem geheimnisvollen Glorienſchein umgeben war — wie konnte man ſo vermeſſen ſein, ſich einzubilden, er könnte als Lebensgefährtin ein einfaches, unbedeutendes Geſchöpf wie ſie begehren! Nicht einmal über ſeine Kunſt, die er ſo ſehr liebte, würde ſie im ſtande ſein, mit ihm zu ſprechen, ſie, die außer den ſchlichten Heiligenbildern ihrer kleinen heimatlichen Kirche nichts von Kunſtwerken geſehen hatte.

Und doch, wenn ſie ihn ſprechen hörte, da war es ihr, als überkomme ihren Geiſt eine höhere Erkenntnis, ſo daß ſie ſeinem Gedankengang zu folgen vermochte. Dann las ſie ihm die Worte förmlich von den Lippen; ungeahnte Fähigkeiten fühlte ſie in ſich entſtehen, und von glühendem Wiſſensdurſt erfüllt, ſchüttelte ſie die geiſtige Gleichgültigkeit, in der ſie bisher dahingelebt hatte, von ſich ab. Am andern Morgen aber, da nahmen die proſaiſchen Beſchäftigungen eines fleißigen Hausmütterchens ſie wieder ganz in Anſpruch. Sie ſchalt ſich über ihre Torheit, und in ihrem Herzen blieb nur ein tiefes, beunruhigendes Gefühl ſchmerzlichen Bedauerns zurück. So gewiſſenhaft ſie aber auch ihren Pflichten in Haus und Hof nachkam, den auf ſie einſtürmenden Gedanken vermochte ſie doch nicht ganz zu wehren.

Ganz in ihre Träume verſunken, hatte ſie den Obſtgarten betreten, wo ſie, auf den Zehenſpitzen ſtehend, prächtige, durchſichtige Kirſchen in ihr Körbchen pflückte. Die Hitze war groß, doch weht in dieſer gebirgigen Gegend ſtets ein friſcher Luftzug.

Auf der Straße, jenſeits der Hecke, ging jemand vorüber.

„Guten Tag, Fräulein Malwa!“

„Ah, Sie ſind's, Herr Henerik.“

Unwillkürlich hatte ſie den großen Schutzhut zurückgeſchoben, ſo daß ſich ihr regelmäßiges, roſig angehauchtes Geſichtchen mit den großen, dunkelblauen Augen, aus denen ein warmes Licht ſtrahlte, dem entzückten Spaziergänger in ſeiner vollen Schönheit darbot.

Er war Schreiber am Gerichtshofe von Nowy, ein hoch-

aufgeſchoſſener, magerer, etwas linkiſcher Menſch, deſſen Geſicht jedoch den Ausdruck größter Redlichkeit trug.

„Schönes Wetter heute zum Heuen!“

„Ja,“ antwortete ſie zerſtreut.

„Fräulein Sophie klagte mir, daß Sie ſich des Sonntags jetzt gar nicht mehr im Pfarrhauſe ſehen laſſen.“ Dann fügte er in bittendem Tone hinzu: „Wollen Sie nicht übermorgen hinkommen?“

Die Richtigkeit des Vorwurfs empfindend, errötete ſie, aber der Sonntag war eben der Tag, den André gewöhnlich zu ſeinen Beſuchen wählte.

„Sie wiſſen, wie ſehr ich ans Haus gebunden bin,“ antwortete ſie deshalb ausweichend, worauf er ſich traurig entfernte, ohne daß ſie den langen, bewundernden Blick, mit dem er ſich von ihr verabſchiedete, bemerkt hätte.

Schon war ſie wieder mit Kirſchenpflücken beſchäftigt, als plötzlich, laut bellend, ein prachtvoller Hühnerhund über den Zaun ſprang, während zugleich ein Geſicht, deſſen Anblick ſie erbeben machte, zwiſchen den Zweigen des Rotdorns zum Vorſchein kam.

„O, welch reizende Überraſchung!“ rief der Maler fröhlich und ſetzte ohne weiteres über die Hecke. „Ich habe nämlich einen Marſch von zehn Kilometer hinter mir und bin jetzt halb tot von Müdigkeit und Durſt. Darf ich mich ein wenig bei Ihnen ausruhen, Fräulein Malwa, und von dieſen herrlichen Kirſchen koſten? Kommen Sie,“ ſagte er, ſie an den Rand eines alten, mooſigen Steinbrunnens führend, „hier läßt ſich's ſehr behaglich ſchmauſen.“

Erſtaunt über ſein fröhliches, ungezwungenes Weſen lachte ſie.

„Gottlob, nun lachen Sie doch endlich! Fürchten Sie ſich nun nicht mehr vor mir? — O, bitte, bitte, rühren Sie ſich nicht — bleiben Sie ganz ſtill! Sie glauben nicht, welche Ähnlichkeit Sie haben mit — mit jemand.“ Lebhaft griff er nach ſeinem Notizbuch und entwarf eine flüchtige Skizze von ihr.

„Jemand, den Sie ſehr gern haben?“ fragte ſie, ſich ein Herz faſſend.

„Jemand, den ich — verloren habe,“ ſagte er träumeriſch,

„verloren auf einem der vielen verſchlungenen Pfade des Lebens.“

Sie ſaßen nun nebeneinander und naſchten beide aus demſelben Körbchen.

„Wenn Sie wüßten,“ begann er von neuem, „wie wohl mir der freundliche Empfang tut, den ich bei Ihren Eltern und Ihnen gefunden habe. Ein Künſtler iſt wie ein großes Kind; er will, daß man ihn zart behandelt, ihm Gehör ſchenkt, ihn verwöhnt, und bei Ihnen iſt mir dies alles zu teil geworden.“

Sie errötete tief, er aber fuhr mit einem Anflug von Schwermut in der Stimme fort: „Mein Vater und ich ſind leider ſo verſchiedene Naturen; gerade für das, was mich am tiefſten berührt, hat er kein Intereſſe.“

Teilnahmsvoll, die feucht glänzenden Augen zu ihm aufgeſchlagen, hörte ſie ihm zu.

Und er erzählte ihr nun, in plötzlichem, übermächtigem Drange nach Ausſprache, von ſeinen ehemaligen Kämpfen, von ſeiner beſchleunigten Abreiſe, von der bitteren Enttäuſchung bei ſeiner Rückkehr und von den fortgeſetzten Reibereien mit ſeinem Vater.

„Doch genug von mir,“ ſchloß er endlich. „Sprechen wir jetzt lieber von Ihnen. Hoffentlich ſind Sie wenigſtens glücklich?“

Es lag ſo viel Güte in dem Blick, der ſeine Worte begleitete, daß ſie einen Augenblick unſchlüſſig war, ob ſie nicht von dem ſchon ſo lange in ihr aufgehäuften Groll erzählen ſolle. Aber ein Gefühl des Stolzes hielt ſie zurück. Es widerſtrebte ihr, ſich von ihm bedauern zu laſſen, ihm die Ärmlichkeit, die Mängel, die Stürme des väterlichen Hauſes zu offenbaren. So gänzlich unerfahren ſie in ſolchen Dingen auch war, ſo ſagte ihr doch ein heimlicher Inſtinkt, daß das weiche Herz des Weibes wohl durch Mitleid zur Liebe erwachen kann, daß der Mann dagegen bewundern und ſiegen will.

„Wenn meine Schweſter zu uns zurückkehrte, dann wäre ich ganz glücklich,“ antwortete ſie nur, „allein ihre Patin, eine vornehme Dame, will ſie durchaus bei ſich behalten.“

Mit jugendlichem Feuer, deſſen André ſie gar nicht für

fähig gehalten hätte, ſprach ſie nun von der fünf Jahre jüngeren Schweſter, die ſie, die ältere, wie ein Püppchen auf den Armen gewiegt, gepflegt und verhätſchelt hatte. Allerlei kleine Späßchen erzählte ſie von ihr, wie ſie ſchon als ganz kleines Kind die Prinzeſſin geſpielt und ihre Umgebung auf die drolligſte Weiſe tyranniſiert habe.

„Sie lieben dieſe kleine Tyrannin wohl ſehr?“ rief der Maler beluſtigt.

„Ob ich ſie liebe! Mir iſt, als könnte ich eher mein Leben laſſen, als ſie verlieren!“

„Dankt ſie Ihnen dieſe heiße Liebe auch ſo, wie ſich's gebührt?“

„O ja — natürlich,“ antwortete Malwa, ihn erſtaunt anſehend.

„Ich glaube, Fräulein Malwa, daß es Ihr Los iſt, im Leben mehr zu geben, als zu empfangen,“ ſagte der Maler warm, indem er ſich erhob.

„Nehmen Sie ſich in acht!“ rief ſie plötzlich.

Nun erſt bemerkte er, daß er im Begriff war, auf eine Schar ſchwarzer Ameiſen zu treten, die dem alten Brunnen entſchlüpften.

„Ihr Herz hat alſo auch Raum für dieſe ärmlichen, kleinen Weſen?“ fragte er faſt zärtlich, während ſie langſam unter den Kirſchbäumen hinwandelten. „Ich wollte, Sie räumten mir in Ihrem Herzen auch ein Plätzchen ein, wie jenen armen kleinen Tieren.“

Ungläubig ſah ſie ihn an, dann brach ſie in helles Lachen aus.

„Das will ich gern, vorausgeſetzt, daß Sie die ſchlechte Geſellſchaft nicht ſcheuen, denn außer den Ameiſen hauſt dort noch eine ganze kleine Welt: arme, überbürdete Pferde, Landſtreicher und alle vom Schickſal ſtiefmütterlich Behandelten, ſeien es nun Menſchen oder Tiere.“

„Abgemacht,“ ſagte er lächelnd. „Sie haben jetzt einen Schützling mehr.“

An der Straße, vor einem baufälligen kleinen Hauſe ſaß eine junge Bäuerin, vom Arm ihres Bräutigams umſchlungen. Weder durch das Hundegekläffe, noch durch den Anblick Andrés

und Malwas hatten ſie ſich in ihrer zärtlichen Unterhaltung ſtören laſſen. Ihre Seelen ſchienen der Erde entrückt.

„Das iſt wahre Glückſeligkeit," rief der Maler voll Bewunderung. „Dieſe einfachen Menſchen ſchwelgen augenſcheinlich in Freuden, wie wir, die Gebildeten, ſie niemals zu empfinden vermögen. Als ich vorhin hier vorüberging, ſaßen ſie ſchon ebenſo vertraulich beiſammen, und unwillkürlich erinnerten ſie mich an ſteinerne Heiligenbilder, wie man ſie in alten Kirchen ſieht. Auf baldiges Wiederſehen," ſchloß er, Malwas Hand mit warmem Druck umfaſſend, dann bog er in einen ſchmalen, von bunten Blumen umſäumten Wieſenpfad ein.

Lange folgte ſie ihm mit den Blicken. Als ſie dann, in Gedanken verſunken, umkehrte, fiel ihr Auge wieder auf das junge, noch immer unbewegliche Paar. Die beiden waren mit ihr aufgewachſen und nun ſchien es Malwa plötzlich, als beneide ſie die Glücklichen, deren Seelen ſo harmoniſch vereinigt waren, wenn auch ihr Horizont nur enge Grenzen hatte.

Sechſtes Kapitel.

Einige Tage ſpäter ſaß Vincente mit aufgeſtützten Ellbogen, eine Puderquaſte in der Hand, nachdenklich vor ihrem Toilettentiſch. Wie raſch ſich doch neulich ihr Gatte beim bloßen Gedanken an eine gute Heirat ſeiner älteſten Tochter hatte betören laſſen! Bildete er ſich denn wirklich ein, dieſer verwöhnte junge Edelmann werde Malwa heiraten? — Und doch, wer weiß, Künſtler ſind gar unberechenbare Leute. Sie natürlich wollte ja gewiß alles tun, um dieſe Heirat zu ſtande zu bringen und ein ungeſtörtes Zuſammenſein der jungen Leute ſo viel als möglich zu begünſtigen; denn der Gedanke, ihre Stieftochter aus dem Hauſe zu bekommen, erfüllte ſie, trotz der Dienſte, die ihr das pflichtgetreue Mädchen täglich leiſtete, mit unbeſchreiblicher Freude.

Einen Augenblick wohl hatte ſie dieſe Heirat für Noémi erwogen, aber die ſüße Kleine war, dank ihrer Schönheit, Anmut und vornehmen Gönnerſchaft, ſicherlich für eine noch weit glänzendere Zukunft beſtimmt. Ihr wenigſtens ſollte

das Leben nur rosige Tage bringen! Voll Bitterkeit dachte Frau Teznar an die langen Jahre der Demütigung, die sie im Dienste einer launischen alten Frau zugebracht hatte, und an die Zeit voller Kämpfe und Sorgen, die diesen Jahren gefolgt war. Denn nur durch tausend Kunstgriffe und Zuhilfenahme heimlicher Mittel war sie im stande, ihre jetzige bescheidene gesellschaftliche Stellung zu behaupten.

In diesem Sinnen wurde sie durch einen Knaben unterbrochen, der ihr ein fettiges, vierfach zusammengelegtes Stück Papier zum halboffenen Fenster hereinreichte.

Es war eine Aufforderung, einem gewissen Lieferanten binnen acht Tagen die Summe von fünfzig Gulden zu bezahlen, widrigenfalls sie gerichtlich belangt würde. Kalter Schweiß bedeckte Vincentes Stirne.

„Es ist gut," sagte sie, indem sie den Zettel in ihre Tasche gleiten ließ.

Im selben Augenblick erschien ein Schatten vor dem Fenster.

„Ei, ei, Liebesbriefe schon des Morgens in aller Frühe!"

Der Sprecher war ein großer, brünetter, ziemlich wohlgenährter Mann mit etwas gar zu schwarzem Schnurrbart und kahler Stirne, der ein dickes Notenbuch unter dem Arm trug.

„Ach, mein lieber Fürst, wie haben Sie mich erschreckt!" sagte sie errötend. „Aber gehen Sie doch, bitte, in den Salon. Sie wissen ja den Weg, ich folge Ihnen gleich."

Etwas verwirrt, aber doch hoch erfreut, lief sie an ihren Toilettentisch zurück, brachte Haar und Kleid in Ordnung und eilte in den Salon.

Anton Drohicz, der Starost des Bezirks, den Frau Teznar mit sichtlichem Behagen Fürst nannte, gehörte in der Tat einer jener verarmten fürstlichen Familien an, wie man sie in der Ukraine und in Galizien noch häufig findet. Er war ein gewandter, in der hohen Gesellschaft wohlgelittener Mann. Ein- bis zweimal monatlich führten ihn seine Amtsgeschäfte nach Nowy und Umgebung, und da er im Hause des Hilfsrichters neben der ausgedehntesten Gastfreundschaft auch musikalische Anregung fand, so stieg er regelmäßig dort ab. Gab es doch für ihn, den leidenschaftlichen Musikenthusiasten

und unermüdlichen Tenoriſten, in dieſer weltverlaſſenen Provinz nicht ſo leicht jemand, der mit mehr Eifer und Bewunderung die Rolle einer Begleiterin bei ihm übernommen hätte als Frau Teznar. Außerdem kannte ſie ſeinen kulinariſchen Geſchmack und trug dieſem in liebenswürdigſter Weiſe Rechnung. Zum Dank für ſo viel Freundlichkeit erwies er ihr hin und wieder kleine Gefälligkeiten, die ihn nichts koſteten, indem er ihr zum Beiſpiel für eine Beſuchsfahrt ſeinen Wagen lieh oder ſich als geheimer Ratgeber zur Verfügung ſtellte. Dies alles tat er mit einer gewiſſen herablaſſenden, gönnerhaften Freundlichkeit, worüber ſich das Ehepaar indes nur freute.

Er hatte die Noten aufs Klavier gelegt und erzählte der ſtrahlenden Frau Teznar, daß er die Marſchallin beſucht und bei dieſer Gelegenheit außer der Gräfin Wanda und deren Sohn auch Noémi geſehen habe, die das Haus dort förmlich auf den Kopf ſtelle, die ganze Geſelligkeit leite und jedermann, beſonders die jungen Herren entzücke. Wahrſcheinlich nehme die Marſchallin ſie im nächſten Winter mit nach Nizza, wohin auch die Gräfin mit ihrem Sohne zu gehen gedenke.

„Ach, dieſe Mika, dieſe Mika!“ murmelte Frau Teznar wieder und wieder. „Nicht wahr, Sie glauben doch auch, daß ſie eine gute Partie machen wird, denn das muß ſie — um jeden Preis.“

„Ja, wenn ſie ihr Lebensſchifflein geſchickt zu führen verſteht und nicht gar zu hoch hinaus will. Sie iſt ja ſehr klug, aber auch ſehr ehrgeizig, und da könnte ſie leicht zwiſchen zwei Stühlen niederſitzen. Sie hat mir übrigens aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſie ſehr ſtiefmütterlich behandelten, daß ſie kein ordentliches Kleid mehr anzuziehen habe und durchaus Geld brauche.“

Dunkle Röte überzog Vincentes Geſicht.

„Nicht möglich! Vor kaum zehn Tagen ſchickte ich ihr zwanzig Gulden. Glaubt denn das tolle Kind, ich habe das Geld ſcheffelweiſe?“

„Wer den Zweck will, darf vor den Mitteln nicht zurückſchrecken, meine liebe Frau Teznar,“ antwortete der Staroſt, den Klavierſtuhl hervorziehend, in kühlem Tone.

Sie biß ſich auf die Lippen. Ja, er hatte gut reden!

„Warum gehen Sie nicht zum Viehhändler Silberſtein?“ fuhr der Fürſt etwas ungeduldig fort, indem er den Klavierauszug aufſchlug. „Ich ſah ihn vorhin, er möchte Sie gerne ſprechen und zwar im geheimen. Vielleicht will er Sie um eine Gefälligkeit bitten; jedenfalls iſt es doch immer gut, zu wiſſen, was die Leute wollen. Ich werde ihm ſagen, daß er morgen früh um acht Uhr unten an Ihrem Gartenzaun ſein ſoll. Einverſtanden?“

Mit ergebener Miene neigte Frau Teznar den Kopf.

„Nun aber genug geplaudert,“ ſagte er mit Nachdruck. „Spielen Sie mir, bitte, das Vorſpiel zu Triſtan.“

Frau Teznars Finger berührten die Taſten, und bald erklang das Motiv des Zaubertranks. „O, Heil dem Tranke, Heil ſeinem Saft, Heil ſeines Zaubers hehrer Kraft!“ ſang der Staroſt, als die Klavierbegleitung mit einem Male kurz abbrach.

„Wiſſen Sie, woran ich ſoeben gedacht habe?“ ſagte Vincente, während ein Ausdruck tiefer Beſorgnis auf ihren Zügen lag. „Ich möchte Silberſtein doch lieber nicht bei mir ſprechen. Vielleicht lieber an einem Meßtage bei Zacher.“

Der Fürſt, den dieſe plötzliche Unterbrechung im rührendſten Moment förmlich verblüfft hatte, runzelte ärgerlich die Stirne und ſagte in gezwungenem Tone: „Gut, ich werde Ihren Auftrag beſtellen.“

„Sie begreifen —“ ſtammelte ſie, „es iſt wegen meines Gatten — und der Nachbarn — Verzeihen Sie die Störung, wir wollen hier wieder anfangen, wenn es Ihnen recht iſt: O, Heil dem Tranke —“

Der Staroſt aber ſchlug ziemlich heftig das Notenbuch zu.

„Nein, laſſen wir es heute, meine liebe Freundin. Sie ſind dieſen Morgen nicht ſo recht bei der Sache, und das geht beim Muſizieren nicht. Wir wollen unſre Übungsſtunde lieber auf einen andern Tag verſchieben.“

Damit griff er zum Hut, machte ihr eine förmliche Verbeugung und verließ das Zimmer, Frau Teznar in höchſter Beſtürzung zurücklaſſend.

Siebentes Kapitel.

Eines Morgens gegen Ende Auguſt ſaß André, den Stift in der Hand, vor ſeiner Staffelei. Endlich war es ihm gelungen, jenes Bild aufs Papier zu bringen, das ihn unabläſſig verfolgte. Im Hofe ſtampfte ungeduldig ſein Reitpferd, aber er achtete ebenſowenig darauf, als auf die Donnerſtimme ſeines Vaters, der ſo ärgerlich mit dem Stock auf den Fußboden ſtieß, daß man es oben deutlich hören konnte.

„Glaubt der Schlingel eigentlich, man warte mit dem Markt auf ihn? Die ſchönſten Stück Rindvieh werden nun ſchon verkauft ſein!“ klagte der alte Edelmann, während er, ſein Gichtbein nachſchleppend, am Arm des Dieners ungeduldig durch die große Halle hinkte.

André aber rührte ſich nicht.

„Hören Sie denn nicht den Höllenlärm, den der gnädige Herr unten macht?“

Aufs höchſte überraſcht, wandte ſich der Maler um, und dicht hinter ſich ſah er die alte Wirtſchafterin Thekla, die mit ihren kleinen, ſcharfen Augen prüfend die Zeichnung betrachtete.

„In andern Ländern klopft man vor dem Eintreten an.“

„Andre Länder haſſe ich,“ ſagte ſie, verächtlich den Mund verziehend.

„Freche Perſon!“ murmelte André zornentbrannt. Allein ſchon war Thekla verſchwunden, und nur noch ihr leiſes, ſpöttiſches Lachen verklang in der Ferne. Als er die Treppe hinunterging, ſtieß er auf ſeinen Vater.

„Da biſt du ja endlich!“ rief der alte Mann, ſofort wieder beſänftigt. „Kerl iſt vorausgefahren, aber mit deinem Pferde wirſt du ihn bald einholen. Beachte ſeine Ratſchläge wohl, er verſteht ſich auf die Sache. — Was ich noch ſagen wollte, wenn du zufällig mit der Familie Teznar zuſammentriffſt, ſo brauchſt du ihr von mir keine Grüße zu beſtellen. Was fällt den Leuten eigentlich ein, mir dieſe Woche ſchon wieder einen Beſuch zu machen? — Auf den Ball des Alpenklubvereins willſt du dieſen Abend auch gehen, nicht wahr? Sieh, daß du mir dort eine reiche Erbin zur Schwiegertochter ausfindig machſt!“

„Ich bin kein Mitgiftjäger," antwortete der Maler kurz, indem er sich aufs Pferd schwang. —

Endlich war André draußen in der freien Natur auf einem entzückenden Wege, an den sich zur einen Seite eine gähnende Schlucht, zur andern saftige Wiesen, auf denen weiße Kühe weideten, anschlossen.

Es schlug neun Uhr auf dem Kirchturm, als er in Nowy anlangte.

Der Marktplatz bot zu dieser Morgenstunde ein ganz eigenartiges Bild. Unter dem tiefblauen Himmel, dessen Horizont von den mächtigen Gipfeln der „Hohen Tatra" begrenzt war, bewegte sich in schwirrendem Durcheinander eine höchst malerische Volksmenge. Da sah man Slowaken mit ihren farbig gestickten Westen, Podolen mit weißen, über die Schulter geworfenen Tuchjacken, Magyaren in ihren mit roten und grünen Litzen besetzten Beinkleidern und breiten, mit Metallagraffen verzierten Ledergürteln. Aber auch die Frauen in ihren karmoisinroten oder bunt geblümten Miedern und der reizenden kleinen, silberschillernden Kopfbedeckung mit dem reich gestickten Schleier glänzten in den leuchtendsten Farben.

Diese Leute mit den sonnverbrannten, energischen Gesichtern, die einen beinahe kindlich unschuldigen Ausdruck trugen, sprachen fast alle slowakisch, einen äußerst weich klingenden Dialekt. Auf der einen Seite des Platzes führten kräftig aussehende Gebirgsbewohner ihre kleinen, munteren Pferdchen einer Anzahl von Gutsbesitzern und Juden vor.

In das Brüllen des in einiger Entfernung aufgestellten Rindviehs und das Schreien der Ochsentreiber mischte sich das melodische Klingen der Kuhglocken — dabei überall lautes, fröhliches Plaudern, Scherzen und Lachen. Mit dem vorrückenden Morgen brachten Planwagen — das in den Bergen übliche Beförderungsmittel — eine Menge Neugieriger aus der Umgegend herbei, die alle den sogenannten Serdak trugen: eine Art ärmellose Weste aus Schaffell mit nach innen gekehrtem Pelze, dessen blendend weißes Leder mit den herrlichsten Stickereien bedeckt ist.

Da plötzlich ertönte aus dieser bunten Menge ein wildes, verworrenes Geschrei, während sich zugleich ein Drängen und

Stoßen nach der einen Ecke des Platzes bemerklich machte. Schon vor einigen Stunden, so wurde gesagt, seien Gerichtsbeamte im Gasthaus zum „Schwarzen Adler" abgestiegen, und nun bringe man allem Anschein nach die Angeklagten. In der Tat sah man über der hin und her schwirrenden Menge die wogenden grünen Federbüsche der Landjäger.

„Man sagt, daß sogar einige Beamte festgenommen worden seien," rief eine Stimme aus dem Gewühl heraus. „Elende Schufte sind es, die den armen Bauern unter dem trügerischen Vorwand, ihnen zu Kolonieen in Amerika zu verhelfen, allmählich Hab und Gut abgeschwindelt und sie dann, weiß der Himmel wohin, ins Elend geschickt haben." Und etwas leiser wurde hinzugefügt, daß viele Leute der Gegend mit in diese schmutzige Sache verwickelt seien.

In diesem Augenblick verschwand eine blasse Frau hastig in einem Laden auf dem Marktplatz, wo es so ziemlich alles zu kaufen gab, was ein Mensch brauchen kann: Toilettengegenstände, Spezereiwaren, Sattelzeug, Spitzen, ja sogar Violinen und Särge.

„Ist Herr Silberstein hier?" fragte sie zitternd, worauf sie Herr Zacher, der verbindliche Ladenbesitzer, sofort in ein dunkles Hinterzimmer führte, wo im Schein eines siebenarmigen Leuchters der Bocksbart und die lebhaft funkelnden Augen des Viehhändlers auftauchten. Kaum hatte sich die Türe geschlossen, so hörte der auf der Lauer liegende Zacher ein unbestimmtes Durcheinander heftig erregter Stimmen.

„Was dem einen recht ist, ist dem andern billig — Sie erkennen diesen Wechsel an, nicht wahr? Bringen Sie mir das betreffende Papier und ich händige Ihnen dafür Ihren Wechsel ein."

„Aber das ist eine Gemeinheit — ein Diebstahl — mein Mann —"

„Ach was, häßliche Worte! — Liebe, Luxus, große Herren — wollen Tochter verheiraten, vornehme Welt spielen, das alles will bezahlt sein. — Seien Sie doch vernünftig, die Sache macht sich ja so leicht — nicht die geringste Gefahr — Sie werden mich doch nicht zwingen wollen, den Grausamen zu spielen! — Na, ich will ein Übriges tun — werde noch fünfhundert Gulden beifügen."

Zacher horchte noch immer. Man hörte jetzt nichts mehr, als ein heftiges Schluchzen. „Na," dachte er, ſich vergnügt die Hände reibend, „allmählich gibt ſie klein bei. Wir ſind gerettet!"

Auf dem Marktplatz erſchienen endlich, zwiſchen zwei Landjägern und begleitet vom lauten Hohngelächter und Pfeifen der Menge, die beiden Verbrecher mit geſenkten Köpfen und zuſammengebundenen Händen. André, der ſich gerade auf dem Platz umhertrieb, war näher getreten und fragte, empört über das verſchlagene Ausſehen der beiden Schurken, einige Bauern: „Wie zum Teufel konntet ihr euch von dieſen infamen Kerls an der Naſe herumführen laſſen?"

„Ja, du lieber Gott, geehrter Herr, ſie waren eben ganz gut angezogen, mit ſchönen roten Kragen und goldenen Litzen wie echte Staatsbeamte. Und kaum war man bei ihnen, ſo ließen ſie den Telegraphen ſpielen und ſagten, wir ſollten uns ſelbſt mit dem Kaiſer von Amerika unterhalten. Der verſprach uns dann gleich drei Dollars täglich und auch ſonſt noch allerlei Vorteile. Da unterzeichnete man raſch ein Papier, wodurch man ſein Hab und Gut um ein Lumpengeld verkaufte — zur Beſtreitung der Ausrüſtung, wie ſie ſagten."

Plötzlich kam ein Greis, deſſen Sohn ebenfalls elendiglich zu Grunde gerichtet worden war, mit erhobenen Fäuſten herbeigeſtürzt und ſchrie: „Nieder mit den Mördern!"

„Schlagt ſie tot!" brüllte die Menge, über die Elenden herfallend, ſo daß die Landjäger ſie nur mit Mühe zu ſchützen vermochten.

In dieſem Augenblick ſah André aus der wütenden Menge Malwas reizendes, von einem großen Strohhut umrahmtes Köpfchen auftauchen. Das arme, erſchrockene Mädchen befand ſich gerade mitten im ärgſten Gedränge. Allein noch ehe es André gelang, zu ihr zu gelangen, hatte ſich bereits ein großer, hagerer junger Mann, der ſich bei den Gerichtsperſonen befand, auf Malwa geſtürzt und durch einige energiſche Stöße mit den Ellbogen einen freien Raum um ſie geſchaffen. Eben wollte er ſie mit fortziehen, als nun auch André erſchien.

Bei ſeinem Anblick errötete Malwa tief, und ohne ſich ihre Handlungsweiſe klar zu machen, ſtreckte ſie ihm ver-

zweifelt beide Hände entgegen. Lebhaft erfaßte ſie André, ſchlang den Arm um ihre zarte Taille und brachte ſie an einen ſicheren Ort.

Bei dieſem überraſchenden, ſich vor ſeinen Augen abſpielenden Auftritt erblaßte der junge Gerichtſchreiber, und Malwa las einen ſchmerzlichen Vorwurf in ſeinen Augen.

Sie wanderte nun mit André dem Flußufer entlang, auf dem weiteſten Wege nach Hauſe. Luſtig plätſcherte das Waſſer, in der Ferne wogten die Haferfelder leiſe im Winde — ein tiefer Friede lag auf der ganzen Landſchaft.

„Ihre Stiefmutter erzählte mir neulich, daß Sie ſich viel mit Leſen beſchäftigen ſeit — ſeit einiger Zeit. Wollen Sie denn eine Gelehrte werden?“

Ihre Stirne hatte ſich umwölkt.

„Ich leſe Gedichte — manchmal am Sonntag,“ murmelte ſie verwirrt.

Zärtlich drückte er ihren Arm.

„Gedichte, von wem?“

„Von Mickiewicz,“ antwortete ſie, die ſchönen Augen zum klaren Himmel erhebend, und einfach, mit gefalteten Händen und frommem Eifer ſprach ſie die erſten Strophen eines warme Vaterlandsliebe atmenden Gedichts dieſes berühmten Meiſters:

Litauen, du mein Heimatland,
Du biſt mir Licht und Sonne!
Nur der, der dich verloren hat,
Faßt deine ganze Wonne.
Heut' iſt dein voller Reiz mir klar,
Wie biſt du ſchön und wunderbar!
Inbrünſtig liebend dich betrachtet,
Wer aus der Ferne nach dir ſchmachtet!

„Malwa, mit welcher Wärme Sie dieſe Worte ſprechen! Man könnte glauben, Sie hätten wie der Dichter die Schmerzen der Verbannung kennen gelernt.“

„Dieſe Verſe ſprechen eben von dem, was ich nach Gott am meiſten liebe, meinem Vaterland. Schließt es doch alles Hohe und Edle in ſich ein, alle Tugenden, alles Streben, alle Begeiſterung.“

„Vaterland!“ murmelte er, und ein ſpöttiſches Lächeln

huſchte um ſeinen Mund. „Ein ſchöner Traum, mit dem uns die Dichter ſchmeicheln. Bei der großen, alle Völker der Erde umfaſſenden Familie gibt es weder Grenzen, noch feindliche Raſſen.“

Malwas Augen füllten ſich mit Tränen.

„Ein Traum das Vaterland! Ein Traum die Heimat!“ ſagte ſie vorwurfsvoll. „Haben wir, wir vor allen das Recht, ſo zu ſprechen?“

„Verzeihen Sie, ich habe Sie verletzt. Wiſſen Sie, Künſtler ſind oft abſcheuliche Kosmopoliten. — Na, ſeien Sie mir nicht böſe,“ fuhr er fort, als der Schatten auf Malwas Stirne nicht weichen wollte, „ich verſpreche Ihnen, mir von Ihnen vorpredigen zu laſſen, ſo viel Sie wollen.“ Und um ſie auf andre Gedanken zu bringen, fügte er hinzu: „Frau Teznar hat mir außerdem noch geſagt, daß Sie heute abend auf den Ball des Alpenklubs kämen.“

„Ja, und zwar ganz gegen meinen Willen,“ antwortete ſie lebhaft.

„Trotzdem bitte ich, mir einige Touren aufzuheben. Als geſetzter Mann tanze ich zwar nicht mehr, aber unterhalten können wir uns dann doch zuſammen.“

Längſt ſchon war er fern, und doch hing ihr Blick noch an der Straße, die ihn entführt hatte, während Tränen über ihre Wangen rollten.

O Malwa, was für eine kummervolle Zukunft bereiteſt du dir! —

Als ſie ſich endlich umwandte, bemerkte ſie Henerik hinter den Roſenbäumen des Vorgärtchens, der ſie mit finſterem Geſicht betrachtete.

Ein halb ſchmerzlicher, halb verdrießlicher Blick traf ihn, und um ihre Tränen vor ihm zu verbergen, vergrub ſie das Geſicht in die Roſen, in deren Kelch das bittere Naß träufelte.

Achtes Kapitel.

Erſt in der Morgendämmerung, als ſich die Gipfel des Gievont und der Lomnitza allmählich von ihrem nächtlichen

Schleier befreiten, wurde der Ball in Nowy durch eine glänzende Mazurka geſchloſſen.

Nach ihrer Rückkehr vom Feſte legten ſich Frau Teznar und Malwa ermüdet aufs Bett, während der Hilfsrichter, auf den Zehen ſchleichend, ſeinen altmodiſchen Frack mit dem abgetragenen Bureaurock vertauſchte. Dabei ſagte er ſich, daß er gerade noch Zeit zum Frühſtücken habe, wenn er rechtzeitig an die Arbeit kommen wolle. Eilig trank er an einer Ecke des Tiſches, auf dem noch das Geſchirr vom Abendeſſen ſtand, ſeinen Kaffee. Ihm gegenüber wichſte Baſia mit nackten Füßen und zerzauſten Haaren ſeine Stiefel.

Hier und dort im Zimmer verſtreut lagen allerlei Ballgegenſtände, Blumen, Fächer, kleine Schuhe. Matthias Teznars Herz aber berührte dieſe Unordnung nur angenehm, denn ſie erinnerte ihn an den berauſchenden Erfolg Malwas.

„Panna Malwa war geſtern abend die Ballkönigin," erzählte er voll Stolz der jungen Dienſtmagd, die ihm mit offenem Munde zuhörte.

Doch noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß Vincente vertrauliche Unterhaltungen mit den Dienſtboten für unpaſſend erklärt hatte, und ſo entſchädigte er ſich dadurch für dieſe Enthaltſamkeit, daß er den Kopf zu der in den Salon führenden Türe hineinſteckte, wo Malwa auf einem alten Sofa ruhte, das ihr als Bett diente.

„Schläfſt du, Kleine?"

Keine Antwort.

Er begnügte ſich deshalb damit, das reizende, auf den Kiſſen ruhende Köpfchen ſeiner Tochter voll Rührung zu betrachten.

Kaum hörte Malwa indes das Schließen der Türe, ſo öffnete ſie die Lider und überließ ſich, gewiegt vom berauſchenden Takt der Muſik, die noch in ihren entzückten Ohren nachklang, ihren ſüßen Träumen.

Zuerſt ſieht ſie den glänzenden, mit Tannenreisgirlanden geſchmückten Saal wieder vor ſich. Eine dichte Menſchenmenge umgibt ſie, aus der die reizenden Toiletten der aus den benachbarten Badeorten herübergekommenen Damen neben den etwas ſchreienden Kleidern der Nowyer Honoratiorenfrauen angenehm

auffallen. Plötzlich taucht André aus der Menge auf und nähert ſich einer hübſchen jungen Dame, der erſten Tragödin von Warſchau, mit der er ſich aufs lebhafteſte unterhält.

Wie ſchmerzlich da Malwas Herz zuſammenzuckt! Wie ſie dieſe ſchöne, kluge Künſtlerin beneidet, die ſich mit einem ſolch bedeutenden Mann ſo gut zu unterhalten weiß!

Ein Herr hat Malwa zur Polonaiſe aufgefordert, und mit ernſthafter Miene ſchließt ſie ſich an ſeinem Arm den übrigen Paaren an. Wird André ſie überhaupt beachten, ſich ſeines Verſprechens erinnern? Doch plötzlich, mitten aus dieſem betäubenden Gewühl heraus, fühlt ſie einen Blick auf ſich ruhen, der ſie in ſeinen Bannkreis zieht und ſich nicht mehr von ihr losreißen zu können ſcheint.

Zitternd wendet ſie den Kopf und beantwortet halb unbewußt die alltäglichen Fragen ihres Tänzers. Der durchdringende Blick aber weicht nicht von ihr — dieſer rätſelhafte Blick, dem ſie ſchon einmal vor zwei Monaten in der Kirche begegnet iſt.

Die Polonaiſe iſt beendet. Wie kommt es, daß ihre Hand mit einem Male in der ſeinigen ruht? Er zieht ſie aus der Menge mit ſich fort und ſpricht zu ihr — ganz leiſe, mit jener einſchmeichelnden Stimme, bei der ihr Herz erſchauert.

„Wie gut Ihnen das Weiß ſteht, Malwa! Sie ſind wirklich reizend heute abend! Was würden Sie dazu ſagen, wenn ich behauptete, Sie gerade ſo, wie Sie jetzt vor mir ſtehen, ſchon einmal geſehen zu haben — in dieſem ſelben weißen Kleide — nur war der Hintergrund anſtatt eines Ballſaals ein wunderſchöner Wald.“

Ungläubig lächelte ſie ihm zu.

„Was halten Sie von Träumen?“ fuhr er dann nachdenklich fort.

„Ich bin nicht abergläubiſch,“ antwortete ſie, „und doch iſt das, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, höchſt merkwürdig. So oft mir nämlich irgend ein großer Kummer bevorſteht, ſehe ich meine Mutter im Traume, und zwar ſeit meiner früheſten Kindheit. Dadurch wird mir dieſe Erſcheinung, die mir doch ſo lieb ſein ſollte, ſtets im Gedanken an ein herannahendes Unglück verbittert. Vor wenigen Tagen iſt ſie mir

nun wieder erſchienen, und zwar ſo blaß und traurig, daß ich den Eindruck gar nicht loswerden kann."

Unwillkürlich traten ihr die Tränen in die Augen.

„Na, das iſt noch ſchöner, nun bringe ich Sie auch noch zum Weinen!"

„Nein, nein, von mir war es töricht, Ihnen etwas zu erzählen, worüber ich ſonſt noch mit niemand geſprochen habe."

„Kommen Sie, wir wollen tanzen!" rief er luſtig, indem er ihren Arm ergriff. „Das wird Ihre trüben Gedanken am beſten verſcheuchen."

„Sagten Sie nicht, Sie wollten nicht tanzen?"

„Allerdings, denn ich habe dieſer lächerlichen Zurſchauſtellung der eigenen Perſon, für die unſer ſlaviſches Volk eine ſolche Vorliebe hat, niemals Geſchmack abgewinnen können. Allein die tolle Muſik, dieſer ländliche Ball und vor allem der Wunſch, mit Ihnen zu tanzen, haben mich umgeſtimmt."

„Wechſeln Sie ſo leicht Ihren Geſchmack?" fragte ſie mit einem halb traurigen, halb ſchelmiſchen Lächeln.

„Vielleicht. Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich bin Künſtler und folge gern der Eingebung des Augenblicks. Der Menſch iſt eben nicht aus einem Guß gemacht. Was ihn heute entzückt, kann ihm morgen mißfallen. Sehen Sie beiſpielsweiſe, ich, der ich bis jetzt dem Landleben nur wenig Geſchmack abzugewinnen vermochte, mir könnte es paſſieren, daß es mir plötzlich gefallen würde, wenn ich an unſerm einſamen Herd eine liebe, traute Geſtalt walten ſähe. Geht es Ihnen nicht auch ähnlich?"

„Ich glaube nicht. Soviel ich weiß, habe ich etwas, das ich einmal in mein Herz geſchloſſen, niemals zu lieben aufgehört," antwortete ſie mit träumeriſcher, ein wenig zitternder Stimme. Warum nur alles, was er ſpricht, ihr Gemüt ſo tief bewegt?

„Tanzen wir!" wiederholte er, ſie ungeſtüm mit ſich fortziehend.

Leicht wie zwei Vögel ſchweben ſie durch den Saal, bis ſchließlich alles ſtehen bleibt und ſie betrachtet. Dieſem erſten Tanz folgt ein zweiter. Bald haben die offenkundigen Huldigungen des Künſtlers die Aufmerkſamkeit der andern

Tänzer auf Malwa gelenkt. Man reißt ſich förmlich um ſie; ſie wird mit Blumen überſchüttet und beim Schlußtanz als Ballkönigin erklärt.

Sie und Ballkönigin!

Und wer wird der Ritter ſein, der auf das Wohl dieſer Eintagskönigin trinkt?

Wieder iſt es André, der als erſter aus den Reihen hervortritt. Sie muß ſich auf einen aus Tannenreis errichteten Thron niederlaſſen, er kniet vor ihr nieder, zieht ihr behend den kleinen Schuh aus, ſtellt auf deſſen Spitze einen mit Tokaier gefüllten Kelch und leert ihn, das Glas nur mit den Lippen und Zähnen berührend, unter dem Beifallklatſchen der Zuſchauer.

Henerik beobachtet von weitem dieſe Szene. Er allein hat Malwa nicht zum Tanze geholt, und doch bleibt er, ſich an ihrem Bilde weidend, bis zum letzten Geigenſtrich.

Zu Fuß iſt man auf der ſtaubigen, ſonnenbeſchienenen Straße nach Hauſe gegangen. Unmittelbar, ehe ſich André von Malwa verabſchiedet, biegt er ſich geheimnisvoll zu ihrem Ohr hinunter.

„Ich werde in einigen Tagen kommen, und Sie um etwas bitten — um etwas für mich ſehr Wichtiges — werden Sie es mir abſchlagen?“

Was für eine Antwort ſie geſtammelt hat, ſie weiß es nicht mehr. — Jetzt aber auf ihrem Lager, in der Einſamkeit, da drückt ſie verwirrt und noch wie betäubt von den Erlebniſſen des ſonderbaren Abends beide Hände aufs Herz, das trotz aller Vernunft ſo ſtürmiſch in freudiger Hoffnung ſchlägt.

Neuntes Kapitel.

In ihrem mit gelbem, wappengeſchmücktem Brokatſtoff ausgeſchlagenen Boudoir ſchlief die in einen tiefen Polſterſtuhl zurückgeſunkene Hofmarſchallin ſo feſt, daß ihre angefangene Stickerei zu Boden geglitten war. Wenige Schritte von ihr entfernt plauderte die auf einem kleinen Stuhl in ſehr aufrechter Haltung ſitzende Gräfin, ihre Nichte, mit einem

geiſtlichen Herrn in violetter Sutane, der ihr, das Kinn in die blendendweiße Hand geſtützt, ſo andächtig zuhörte, als befinde er ſich in einem Beichtſtuhl. Zwiſchen den ſchweren, leicht zurückgenommenen Vorhängen kam ein Stück des von der goldenen Herbſtſonne beſchienenen Parks zum Vorſchein, während die gedämpften Klänge eines Orcheſters, in die ſich der verworrene Lärm fröhlicher, jugendlicher Stimmen miſchte, aus der Ferne herüberdrang.

„Seit wann iſt ſie ſchon im Schloß?“ murmelte der Biſchof.

„Seit drei Monaten,“ antwortete die Gräfin, nachdem ſie ſich überzeugt hatte, daß die Marſchallin noch immer ſchlief. „Ich bin ja gewiß weit entfernt, ein voreiliges Urteil über das junge Mädchen zu fällen, auch will ich gern glauben, daß ſie nur unbeſonnen, etwas kokett, vor allem aber ein recht verwöhntes Kind iſt; aber Euer biſchöfliche Gnaden, deſſen gütige Ratſchläge mir in den ſchwerſten Stunden meines Lebens Halt und Stütze geboten, werden gewiß die Angſt einer Mutter, die für die Zukunft ihres einzigen Kindes bangt, erklärlich finden.“

„Soll das ſo viel heißen, meine liebe Gräfin, als daß Ihr Sohn Adalbert ſeine — Gefühle ſchon geſtanden hat?“

„Das nicht gerade. Er war ſtets ſehr aufmerkſam gegen das junge Mädchen, doch nicht mehr als andre Herren auch. Seit einigen Tagen aber beunruhigt mich ſein Benehmen. Ich ſehe, wie ſeine Blicke ihr überallhin folgen; er iſt aufgeregt, eiferſüchtig, weicht meinen Fragen aus und hüllt ſich mir gegenüber in geheimnisvolles Schweigen.“

„Haben Sie Ihre Befürchtungen auch ſchon Ihrer verehrten Frau Tante, der Marſchallin, anvertraut, mein liebes Kind?“

„Ja, aber ſie lacht mich aus, behauptet, ich übertreibe. Übrigens hat ſie in ſolchen Sachen die unbegreiflichſten, wunderlichſten Anſichten.“

„Wunderlich?“ rief die alte Dame, aus ihrem Schlaf aufſchreckend. „Weil ich behaupte, daß es nichts Bildenderes für einen jungen Mann gibt, als in eine Frau oder ein junges Mädchen aus der Geſellſchaft verliebt zu ſein. Be-

greifſt du denn noch immer nicht, du armes Närrchen, daß ein erlaubtes, im eigenen Salon ſich abſpielendes Liebesgetändel nicht nur die beſte Schule für zarte Galanterieen, ſondern auch das ſicherſte Mittel iſt, ſeine ſchönen Söhne ans Haus zu feſſeln. Ich bin überzeugt, daß ſeine biſchöfliche Gnaden als feiner Pſychologe und welterfahrener Mann ganz meiner Anſicht iſt. Was mich betrifft, ſo finde ich Noémi geradezu genial. Ich habe die Kleine neulich beobachtet, wie ſie eine Schar junger Herren, die ihr alle den Hof machten, mit einer Ungeniertheit behandelte, um die jede erfahrene Weltdame ſie beneiden könnte."

„Aber das heißt doch mit dem Feuer ſpielen. Und zudem iſt Koketterie eine Sünde."

„Unſinn, meine Liebe! Wenn du koketter mit deinem Gatten geweſen wäreſt, wenn du ihn mehr zu bezaubern verſtanden hätteſt, ſo wäreſt du erſtens einmal glücklicher geweſen und wer weiß, vielleicht würde der liebenswürdige Mann heute noch leben, denn er hätte das nicht auswärts ſuchen müſſen, was er zu Hauſe vermißte."

Dunkle Zornesröte war ins Geſicht der Gräfin geſtiegen. Die unbarmherzige alte Dame aber fuhr, ohne ihre Nichte eines Blickes zu würdigen, fort: „Du ſagſt, Koketterie ſei Sünde, aber ſo lies doch das Alte Teſtament. Da gibt es kluge, kokette Frauen die Fülle, zum Beiſpiel Ruth, Eſther, Judith. Glaubſt du, die hätten die Kunſt der Koketterie nicht gekannt und nicht ihre ganze Liebenswürdigkeit entfaltet, um zu ihren Zielen zu gelangen? — Ah — Sie lächeln, biſchöfliche Gnaden — und geben mir recht."

„Liebe Tante," unterbrach die Gräfin ſie kalt, „wie kannſt du nur immer die ernſthafteſten Dinge ins Lächerliche ziehen! Was aber würdeſt du dazu ſagen, wenn ſich dein Neffe Adalbert, den du ſo ſehr ins Herz geſchloſſen haſt, plötzlich eigenſinnig in den Kopf ſetzte, jenes Mädchen heiraten zu wollen?"

„Bah, dann wäre es immer noch Zeit, ihr die Türe zu weiſen. Man brauchte die Kleine ja nur einfach nach Hauſe zu ſchicken — und das wollte ich ſchon beſorgen. Vorläufig aber laß uns in Frieden. Dieſes Mädchen gefällt mir, ich kann ſie nicht entbehren. Acht Jahre habe ich die Koſten

ihres Aufenthalts im Kloſter bezahlt; da iſt es nicht mehr als billig, wenn ich nun auch etwas davon haben will.“ Damit erhob ſie ſich und ordnete die Falten ihres ſchillernden Seidenkleides. „Ach wie viel vernünftiger man doch früher war! Mit wie viel mehr Grazie man die weltlichen Gebräuche mit der Religion zu vereinigen wußte! Euer biſchöfliche Gnaden ſchweigen, aber ich ſehe wohl, daß Sie meine Anſicht teilen.“

„Ich bin nur ein einfacher Diener der Kirche, gnädige Frau, und wenig erfahren in derlei Dingen. Doch iſt es eine Pflicht meines Berufs, dem Unglück oder der Sünde vorzubeugen. Und ſo wage ich es, die mir von meinem Gewiſſen eingegebene Meinung auszuſprechen, die dahin geht, den jungen Mann ſo raſch als möglich unter irgend einem Vorwand zu entfernen.“

Ein ſpöttiſches Lächeln huſchte um die Mundwinkel der Marſchallin. Trotzdem küßte ſie mit anſcheinender Inbrunſt den biſchöflichen Ring, drehte ſich im Kreiſe herum und begab ſich zu der Jugend, deren ausgelaſſene Heiterkeit ſie anlockte. Die Gräfin aber unterhielt ſich wohl noch eine Stunde lang in klagendem Tone mit Seiner biſchöflichen Gnaden über die beſten Mittel, ihren Sohn jenem gefährlichen Einfluß zu entziehen.

Zehntes Kapitel.

Auf einer der Schloßterraſſen, von wo aus man die ganze Umgebung überſehen konnte, ging ein in einen ſcharlachroten Schal gehülltes junges Mädchen erregt auf und ab.

„Von Papa zehn Gulden ohne Mamas Wiſſen. Von Mama zwanzig Gulden hinter Papas Rücken, ohne Wiſſen der beiden andern fünf Gulden von Malwa — macht zuſammen fünfunddreißig Gulden. Unſinn, dieſe Heimlichtuereien! Was aber bleibt mir davon? Nicht ein Kreuzer, es iſt ſchändlich! Und zu denken, daß mir meine Patin, das alte geizige Weib, nicht einen Gulden gibt! Ich ſollte mich wirklich verheiraten, wie Mama mir in jedem Briefe vorpredigt. Aber ich kann doch weder den Antrag des alten, reichen Bankiers in Wien, der mein Großvater ſein könnte,

annehmen, noch den des netten Tarlo, der so arm sein soll wie eine Kirchenmaus." Dabei hatte sie einen Brief entfaltet und begann ihn noch einmal durchzulesen. „Sei nur ja nicht gar zu wählerisch," hieß es am Schluß, „ich weiß wohl, daß Du bei Deiner Schönheit und Anmut bis zu einem gewissen Grade dazu berechtigt bist; allein je früher ich Dich im Hafen der Ehe eingelaufen weiß, desto glücklicher werde ich sein. Warum sprichst Du nie von dem Sohn der Gräfin? Ist Adalbert nicht im Schlosse? Wie steht Ihr zusammen?" — Dunkle Röte färbte die Stirne des Mädchens, und ärgerlich zerknüllte sie den mütterlichen Brief. Im gleichen Augenblick aber hob sie beim Geräusch eines in den Hof fahrenden Wagens lauschend den Kopf.

Sie sah den jungen Grafen aussteigen, seiner Mutter die Hand reichen, hierauf dem Kammerdiener das Tuch und Gebetbuch der Gräfin übergeben und dann einen ängstlichen Blick nach der Richtung werfen, wo sie stand. Da zauberte sie, sich heftig bezwingend, das entschwundene Lächeln auf ihre Züge zurück, versteckte hastig den Brief und lief rasch nach der Treppe, deren oberste Stufe sie gerade in dem Augenblick erreichte, als der elegante Kavalier unten anlangte.

„Sind Sie allein?" fragte er.

„Ja, die Marschallin hat den ganzen Vormittag Besuch."

„Da haben Sie sich gewiß schrecklich gelangweilt?"

„Weil Sie nicht hier waren? Welche Anmaßung! Beruhigen Sie sich, Graf. Tarlo hat mich im Kahn nach der Insel gefahren, mir Czardas und Kolomeykas auf seiner Violine vorgespielt, und ich habe dazu gesungen. Es war bezaubernd! Alle Spatzen in den Büschen haben mit eingestimmt."

Die Stirne des jungen Mannes hatte sich umwölkt.

„Sie haben sich auf den See gewagt, trotzdem Sie wissen, wie gefährlich er ist?"

„Doch nicht in Begleitung von Tarlo? Der ist ja so mutig und überhaupt ein recht interessanter junger Mann — einer, der wenigstens weiß, was er will."

Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm in ihrem hübschen blauen Wollkleide und fuchtelte ihm dabei übermütig mit einem Zweig halb zerzauster Chrysanthemen unmittelbar vor dem Gesicht herum.

„O, Noémi, Sie bringen mich noch um mit Ihrer Koketterie!"

„Koketterie? Was fällt Ihnen ein? Mit welchem Recht wollen Sie mir verbieten, mit Leuten zu sprechen, die mir gefallen?"

Er schien verlegen.

„Darf man wenigstens erfahren, was für interessante Dinge Ihnen dieser Tarlo gesagt hat?" fragte er endlich, während sie eine mit welken Blättern übersäte Allee des Parkes betraten.

Etwas herausfordernd sah sie ihn an.

„Nun ja; er hat mir einen Heiratsantrag gemacht."

„Einen Heiratsantrag?"

„Warum denn nicht? Wundert Sie das? Halten Sie es für unmöglich, daß ich jemand eine ernste Neigung einflöße?"

„O, das meinte ich nicht."

„Doch, doch, denn ich merkte ganz deutlich Ihre Bestürzung."

„Und Sie haben den Antrag natürlich angenommen," sagte er mit halberstickter Stimme.

„Noch nicht, ich antwortete, daß ich mir die Sache noch überlegen und vorher meine Mutter und die Marschallin um ihre Ansicht fragen wolle." Mit einem lauernden Seitenblick beobachtete sie dabei den Eindruck ihrer Worte.

„Wissen Sie, daß Graf Tarlo auf einem sehr kleinen Gute lebt und Mutter und Schwester zu unterstützen hat?"

„Das ist nur ein weiterer Vorzug in meinen Augen, und wenn man selbst anspruchslos ist —"

„Das sind Sie aber nicht, im Gegenteil, Sie sind ehrgeizig."

„Was wissen denn Sie davon?" antwortete sie schroff.

In diesem Augenblick tauchte ein Schatten auf dem Schloßbalkon auf, und der junge Graf, der seine Mutter erkannte, runzelte leicht die Stirne.

„Da oben ist Ihre Mutter und beobachtet Sie," sagte Noémi höhnisch. „Fliehen Sie schnell, sonst bekommen Sie Schelte. Es macht mir überhaupt den Eindruck, als überwache man Sie scharf seit einiger Zeit." Damit tänzelte sie,

rückwärts gehend, einige Schritte von ihm fort und rief lachend: „Auf Wiederſehen, ich will jetzt nach Hauſe ſchreiben.“

Allein die Erregung, in die ihn das hübſche kokette Geſchöpf an dieſem Morgen verſetzt hatte, ließ ihn all ſeine gewohnte Klugheit vergeſſen. Haſtig verfolgte er ſie.

„Mika! Noémi! Verſprechen Sie mir wenigſtens, heute um ſieben Uhr in die Orangerie zu kommen. Auch ich habe Ihnen wichtige Dinge zu ſagen.“

„Bedaure ſehr, ich habe Theaterprobe mit Tarlo.“

„Wieder er! Wollen Sie mich verrückt machen?“

„Nun alſo, meinetwegen; um elf Uhr heute abend nach den lebenden Bildern.“ Spöttiſch fügte ſie hinzu: „Dann iſt es dunkel, das wird weniger gefährlich ſein,“ und lachend huſchte ſie davon.

Trotzdem ſchlug ihr Herz zum Zerſpringen. Hatte die Stunde des Triumphes endlich geſchlagen? Es war ihr, als habe ſie einen Ausdruck der Entſchloſſenheit in Adalberts Augen aufblitzen ſehen. „Ach,“ dachte ſie, die welken Blätter heftig aufwühlend, „wenn ich ihm doch die Kraft einflößen könnte, ſeiner Mutter zu trotzen! Iſt er nicht mündig? Was hilft alle Liebe, wenn man nicht den Mut hat, dafür einzuſtehen?“ — Im Grunde aber gefiel er ihr ungemein, dieſer elegante, verwöhnte junge Herr, trotz der anſcheinenden Geringſchätzung, mit der ſie ihn behandelte. Paßten doch ihre leichtfertigen, oberflächlichen Naturen im Grunde vortrefflich zuſammen. In der großen Welt trug Adalbert den Beinamen — „die Salongardenie“, und Noémis Ideal reichte nicht höher als zu dieſem Ruhm.

Es war elf Uhr, als ſich Adalbert, noch ſehr erregt von einer Unterredung, die er ſoeben mit ſeiner Mutter gehabt hatte, in die am Ende des Schloſſes gelegene Orangerie ſchlich. Ha, man ſchmiedete Pläne, man wollte ihn entfernen, einen heimlichen Krieg gegen ihn führen, deſſen Einſatz ſein Glück war! Sei es denn! Auch er wollte mit denſelben Waffen kämpfen. Er war einer Tyrannei müde, die den Zweck hatte, ſeinen Wünſchen hindernd entgegenzutreten. Dieſe Wünſche aber gipfelten augenblicklich in Noémis Beſitz, in dem reizenden, mutwilligen Mädchen, deſſen Schönheit ihn förmlich berauſchte.

Ein blaſſer Mondſtrahl drang in das große, von weichem, betäubendem Blumenduft erfüllte Gewächshaus.

Plötzlich ließ ſich ein leiſes Rauſchen der Blätter vernehmen, und im langen, weißen Gewand, das ſie bei den lebenden Bildern als Königin Barbara Radziwill getragen, kam Noémi, die Palmblätter, die ihr Geſicht ſtreiften, mit den kleinen Händen anmutig zurückbiegend, auf den erregt Wartenden zu.

„Endlich," ſagte ſie, „iſt es mir gelungen, zu entſchlüpfen, aber leicht war es nicht." Dann fügte ſie mit ſchelmiſchem Lächeln hinzu: „Nun, was ſind denn das für geheimnisvolle Dinge, die Sie mir nur im Dunkeln anvertrauen wollen?" Leicht erzitternd trat ſie einige Schritte auf ihn zu, er aber zog ſie ungeſtüm an ſich.

„Was ich dir ſagen wollte, Mika, du weißt es längſt," flüſterte er. „Ich liebe dich, ich liebe dich raſend und kann nicht mehr ohne dich leben!"

Ganz beſtürzt über dieſe ungewohnte Leidenſchaftlichkeit, verſuchte ſie, ſich aus ſeinen Armen zu befreien, er aber hielt ſie feſt umſchlungen. „Und deshalb, Geliebte, müſſen wir einen ernſten Entſchluß faſſen."

Sie war ein wenig blaß, doch lächelte ſie, die Augen voll Neugierde zu ihm aufſchlagend.

„Einen Entſchluß," wiederholte ſie, „ach, deſſen ſind Sie ja niemals fähig!"

„O, verkennen Sie mich nicht! Sie wiſſen nicht, was ich alles zu tun im ſtande bin, wenn man mich zum Äußerſten treibt. Allerlei Neues iſt im Werk — meine Mutter möchte mich entfernen, mich von dir trennen. Ich aber, ich werde ihr trotzen. Wir lieben uns — dir gehöre ich an, ebenſo wie du mir. Ja, ja, ich weiß, ich fühle es."

Wonnetrunken, atemlos lauſchte ſie jetzt ſeinen Worten.

„Und um uns ganz anzugehören, meine Mika," fuhr er, ihr tief in die Augen blickend, fort, „gibt es nur ein Mittel, und das iſt — miteinander zu entfliehen."

Ein Schrei, als ob eine Natter ſie geſtochen hätte, entfuhr ihren Lippen.

„Zuſammen entfliehen! Sie wagen es, mir einen ſolchen Vorſchlag zu machen!"

Totenblässe bedeckte ihr Gesicht und Tränen entstürzten ihren Augen. Großer Gott, das hatte sie nicht erwartet!

Er aber, ganz hingenommen von seinem Gedankengang, sprach hastig weiter: „Ja, zusammen — wir gehen nach Wien, wohin mich meine Mutter schicken will — ich führe dich zu einer Vertrauensperson, einer einstigen, mir treu ergebenen Wirtschafterin, die von meiner Mutter sehr hoch geschätzt wird. Dort bleibst du so lange, bis ich die Einwilligung zu unsrer Heirat erlangt habe."

Mit vor Empörung bebender Seele hatte Noémi sich auf einen Sitz niedersinken lassen.

„Wohl wußte ich, daß Sie feige sind," zischte sie, „aber bis zu diesem Grade hätte ich es doch nicht für möglich gehalten! Sind Sie nicht mündig und Herr Ihrer Handlungen? Warum nicht mit erhobenem Haupte Ihren Willen verkündigen?"

Er kniete vor ihr nieder und sagte, leidenschaftlich ihre kleinen Hände küssend, die sie ihm jedoch zornig entriß: „Du bist ein Kind! Es gibt Verhältnisse, für die du kein Verständnis haben kannst. Ist es denn so etwas Schreckliches, mit demjenigen zu entfliehen, der dich mehr liebt als sein Leben? Im übrigen wird dieser Aufenthalt in Wien nur von kurzer Dauer sein, denn meine Mutter, die jeden Skandal fürchtet, folgt uns jedenfalls bald. Man wird uns heiraten lassen, und dann, Noémi — welche Seligkeit! Dann gehen wir an die italienischen Seen, nach Rom, Florenz und Venedig, und im Frühjahr begeben wir uns auf meine schöne Besitzung bei Tarnow, wo du dann Alleinherrscherin sein wirst."

Mikas Tränen flossen bei dieser bezaubernden Aussicht allmählich weniger reichlich; ihre Willenskraft schwand mehr und mehr, und ängstlich neigte sie sich zu dem Versucher hinab.

„Und was ich vorhin noch vergaß, auf der Durchreise bestellen wir in Pest ein reizendes, kleines, mit braunem Atlas ausgeschlagenes Coupé."

„Lieber blau," verbesserte sie ihn mit fast unhörbarer Stimme, dann verbarg sie, beschämt über die ihr entschlüpften Worte, das Gesicht in beide Hände. Aber schon hielt er sie wieder umschlungen und bedeckte Haare und Stirne mit glühenden Küssen.

„Ja, blau, mein Liebling, alles, was du willſt, und dann plündern wir die Läden; denn ich will, daß du nicht nur die ſchönſte, ſondern auch die eleganteſte und glücklichſte Frau der Welt ſein ſollſt.“

Nun waren Mikas Tränen verſiegt, ja ſie vergaß im augenblicklichen Entzücken vollſtändig ihre Herzensangſt von vorhin.

„Jetzt aber,“ ſagte Adalbert auf dem Gipfel des Triumphes, „wollen wir unſern Feldzugsplan erwägen. Morgen wird der Namenstag der Marſchallin gefeiert. Sogleich nach den lebenden Bildern, alſo etwa um zehn Uhr, verlaſſe ich das Schloß, um in X. den Schnellzug zu erreichen. Auf der Station angelangt, ſtelle ich mich, als reiſe ich ab, ſchicke den Wagen zurück und hole dich mit einem Bauernfuhrwerk etwa um Mitternacht ab. Im großen Pavillon des Parks erwarteſt du mich.“

In der nebenanliegenden Galerie ließ ſich das Gekläffe des kleinen Affenpinſchers der Gräfin, der ſeiner Herrin ſtets voranzugehen pflegte, vernehmen, ſo daß die beiden jungen Leute unwillkürlich auseinanderfuhren.

„Alſo, Noémi, nicht wahr, ich darf mich auf dich verlaſſen,“ ſtammelte er haſtig. „Sprich, ſprich!“ Allein ſie war ihm aus den Armen geglitten.

„O, ich habe nichts verſprochen,“ murmelte ſie, durch eine Geheimtüre entwiſchend.

Elftes Kapitel.

Der Namenstag der Marſchallin!

Groß iſt der Lärm und Umtrieb im Schloſſe. Eine Menge würdiger, vornehmer Perſönlichkeiten ſind erſchienen, um der „Solennizantka“ ihre Glückwünſche darzubringen. Die übermütige Alte aber, die ſolch feierliche Huldigungen nicht liebt, hat ſich in den Ballſaal geſchlichen.

„Solange die Jugend mich noch gern um ſich duldet,“ ſagte ſie zu ihrem Vetter, dem Grafen Euſtachius, „werde ich mich wohl hüten, bei euch alten Leuten zu verſauern.“

Hier in dem fröhlichen Treiben fühlte ſie ſich wohl. Um ſie herum plauderte und tanzte man oder ſpeiſte an kleinen Tiſchen. Einige Gäſte vollendeten eben die letzten Vorbereitungen zu den lebenden Bildern, die gleich nachher aufgeführt werden ſollten.

Die wie immer ſehr gefeierte Noémi bildete auch heute den Mittelpunkt der Jugend, Tarlo beſonders war eifrig um ſie bemüht.

„Wie zerſtreut ſie heute abend iſt!“ dachte die Marſchallin. „Sollte am Ende doch die Liebe bei ihr ſpuken? Na, da will ich ſchon Ordnung ſchaffen!“

In dieſem Augenblick kam Noémi quer durch den Saal auf die Marſchallin zu, und trotz ihrer Bläſſe ſah ſie ſo hübſch in ihrem roſa Gazekleide aus, daß die alte Dame ein ſtolzes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Eben habe ich Tarlo den Laufpaß gegeben,“ ſagte Noémi.

„Bravo! Gib mir einen Kuß. Es wäre ja doch nur ein ärmliches Los geweſen an ſeiner Seite. Ich habe andre Pläne für dich. So etwa in drei bis vier Jahren heirateſt du irgend einen reichen, nicht zu jungen Hofrat oder auch Bankier, dem dein hübſches Frätzchen den Kopf verdreht hat.“

Noémi wurde noch bläſſer, krampfhaft biß ſie ſich auf die Lippen.

Das alſo war die glänzende Zukunft, die ihr die egoiſtiſche Alte in Ausſicht ſtellte, nachdem ſie ihr die ſchönſten Jugendjahre geopfert haben würde! Tiefe Empörung ſtieg in ihrem Herzen auf.

Da ſah ſie Adalbert durch den Saal kommen. Ein leidenſchaftlicher, flehentlicher Blick traf ſie, und raſch ging ſie auf ihn zu — ihr Entſchluß war gefaßt.

„Um Mitternacht — im Pavillon!“ flüſterte ſie ihm ins Ohr, indem ſie mit herausfordernder Miene nach der Marſchallin zurückblickte.

* * *

Unruhig, ohne Schlaf finden zu können, drehte ſich die Marſchallin, in ihre rotſeidene Steppdecke gehüllt, auf ihrem Lager hin und her. „Warum kommt Noémi nicht wie ſonſt

am Abend, um mit mir zu plaudern und mich mit ihren drolligen Bemerkungen über die Geſellſchaft zu unterhalten?" dachte ſie, den kleinen Kopf mit dem runzligen, vom Scheine der Nachtlampe roſig beleuchteten Geſicht ſchüttelnd. „Ja, ja, das gnädige Fräulein wird verwöhnt! Die Huldigungen ſteigen ihr zu Kopf. Und nun vollends dieſen Abend — was für Triumphe hat ſie bei den lebenden Bildern gefeiert! — Sie war aber auch geradezu hinreißend, ein einſtimmiger Ruf der Bewunderung ertönte bei ihrem Erſcheinen durch den Saal. Meine liebe Nichte wurde ganz blaß vor Ärger, während ihr Sohn förmlich ſtrahlte. Übrigens waren alle Männer wie behext, ſogar der alte Euſtachius."

Während ſie ſo ihren Gedanken nachhing, war Noémis hübſches Köpfchen mehrmals an der Türe erſchienen. Wollte die Alte heute nacht denn gar nicht einſchlafen? Wie ſollte ſie entſchlüpfen, ſolange die Marſchallin wachte? Fieberhaft glühten die Augen des jungen Mädchens.

Nun öffnete ſie das Fenſter, beugte ſich hinaus und horchte. Nichts von Wagengeraſſel war zu hören. Nur der Wind pfiff ſchauerlich in den Bäumen des Parks, und unheimlich flatterten aufgeſchreckte Fledermäuſe durch die Nacht. Nun aber mußte doch Adalbert jeden Augenblick kommen! Was für einen Erfolg ihre Flucht wohl haben würde? Ein Schauer durchlief ihren Körper. Was würden ihre Mutter, ihr Vater dazu ſagen?

Am meiſten beunruhigte ſie die Gräfin. Würde ſie wirklich in ihrer Angſt vor einem Skandal nachgeben? Was jedoch die Marſchallin anbelangt, ſo empfand ſie eine boshafte Freude bei dem Gedanken, ihr dieſen Streich zu ſpielen. Es war die Rache eines Geſchöpfs, das endlich begreift, daß es nicht der Schützling, ſondern das Spielzeug, die Puppe eines alten verwöhnten und grauſamen Weibes geweſen iſt. Einem alten Wiener Bürger alſo wollte ſie ſie eines Tages als Leckerbiſſen vorwerfen! Doch nein, eine Grafenkrone und dazu einen ſchönen, jungen, glühend verliebten Gatten würde ſie haben, und in die gleiche Familie, in der man ſie jetzt nur duldete, würde ſie eines Tages hoch erhobenen Hauptes zurückkehren, um den erſten Platz dort einzunehmen.

Mit entschlossener Miene drückte sie ein Bibermützchen auf das blonde Haar und griff nach einer kleinen Reisetasche. Dann hüllte sie sich in ihren langen Mantel und eilte, ohne rückwärts zu schauen, die dunkle Treppe hinunter.

Als sie am großen Saal vorüberkam, drang ihr ein scharfer Rauchgeruch entgegen, allein sie ließ sich dadurch nicht aufhalten, sondern sagte sich, daß er wahrscheinlich noch von den während des Abends abgebrannten bengalischen Lichtern herrühre.

Noch hatte sie den Pavillon nicht erreicht, da brach der bis dahin hinter mächtigen Wolken verdeckte Mond plötzlich hervor, während zugleich ein heftiger Sturm stöhnend die Bäume hin und her bog, so daß die hundertjährigen Eichen und Linden schauerliche gigantische Schatten auf den Rasen warfen. Eine große, mit Glasscheiben versehene Loggia lag vor dem als Rendezvousplatz verabredeten Pavillon, und als Noémi eben im Begriff war, die Stufen hinaufzusteigen, wurde sie von zwei Armen fest umschlungen.

„Ach, mein Liebling, schon fürchtete ich, ich könnte nicht mehr zurückkehren! Die Pferde sind vor Müdigkeit lahm geworden, und — nun müssen wir sie wohl oder übel einige Zeit im Stall ausruhen lassen, sonst bleiben wir am Ende auf offenem Felde stecken. Doch was schadet es, wir sind ja vereinigt! Ich habe ausgerechnet, daß, wenn wir in dreiviertel Stunden hier abfahren, wir noch rechtzeitig den um sechs Uhr Morgens durch Oswiecim kommenden Schnellzug erreichen."

Erschrocken zuckte Noémi zusammen. Dreiviertel Stunden hier warten? Nein, das war unmöglich! Eine unbeschreibliche Angst erfaßte sie. Sie hatte darauf gerechnet, sogleich fortzufahren, ohne Zeit zur Überlegung zu haben, und der Gedanke an eine eilige Flucht mit feurig galoppierenden Pferden hatte ihren Mut gestählt. Und nun sprach er von warten! Warten mit der verzehrenden Angst im Herzen, diesem Schlosse gegenüber, dessen Anblick allein sie mit Entsetzen erfüllte.

„Es ist ein Betrug!" rief sie zornig. „Das alles hätte vorher bedacht werden müssen — ich fahre nun überhaupt nicht mehr mit."

„Aber ich bitte dich, Noémi, sei doch nicht kindisch! Willst du mich denn zur Verzweiflung bringen?"

„Nein," antwortete ſie mit Feſtigkeit, indem ſie Miene machte, wieder in den Park hinunterzugehen, „ich bin entſchloſſen, zurückzukehren. Es war eine Tollheit von mir, Ihnen auch nur einen Augenblick Vertrauen zu ſchenken!"

„Du biſt ungerecht, meine Liebe. Habe nur ein wenig Geduld, bedenke, daß ich dieſe ganze abſcheuliche Fahrt nur machte, um dich zu holen."

Noémi aber hörte nicht auf ihn.

„Ich habe ja immer geſagt, daß Sie feige ſind. — Tarlo, ja, der hätte ſich anders benommen!"

Er zuckte bei dieſer Beleidigung heftig zuſammen und rief, ihre beiden Handgelenke ſo feſt umklammernd, als wolle er ſie zermalmen: „Es iſt niederträchtig, was du da ſagſt und tuſt, nachdem du mir dein beſtimmtes Verſprechen gegeben hatteſt."

Herausfordernd ſah ſie ihn an.

„Wenn Sie mich wirklich ſo liebten, wie Sie behaupten, ſo hätten Sie ein andres, ehrenhafteres Mittel ausfindig gemacht."

Blind vor Wut faßte er ſie heftig am Arm und ſagte, ſie mit ſich in den Billardſaal hineinziehend: „Verſuche nicht, mir zu entſchlüpfen, mir gehörſt du, niemand ſoll dich mir mehr entreißen, und müßte ich Gewalt anwenden!" Bei dieſen Worten bedeckte er ihre Wangen und Lippen mit heißen Küſſen.

Während dieſes wilden Kampfes hatten beide nichts von einem ſeltſamen Geräuſch gehört, in das ſich dumpfe, unzuſammenhängende Töne miſchten.

„Es geht etwas vor," ſtöhnte Noémi. „Man hat meine Abweſenheit bemerkt, man ſucht nach mir!"

In demſelben Augenblick erklang die Sturmglocke des Schloſſes mit aller Macht, während zu gleicher Zeit lauter Lärm und Stimmengewirr den Hof erfüllten.

„Adalbert," rief ſie, ſich ſchluchzend in ſeine Arme flüchtend, „retten Sie mich, kommen Sie fort von hier. — O großer Gott, ich wußte es ja, daß ein Unglück geſchehen würde!"

Der junge Graf aber rührte ſich nicht, ſondern lauſchte mit der höchſten Spannung.

„Ich höre die Stimmen meiner Mutter und der Marſchallin," ſtammelte er, nun ebenfalls wie gelähmt vor Schrecken.

Es kamen in der Tat jetzt mehrere Geſtalten auf den

Pavillon zu, und deutlich hörte man den Ruf: „Feuer! Feuer!“

„Allmächtiger Gott, wir werden hier abgeſchnitten!“ ſchrie Noémi außer ſich. Der Billardſaal hatte nur den einen Ausgang auf die Loggia, und als die jungen Leute ſich dort hinausſtürzen wollten, wich Adalbert entſetzt zurück.

„Es iſt zu ſpät,“ murmelte er, „wir ſind verloren!“

Durch die halb geöffnete Türe hatte er auf den Stufen des Pavillons die vor Kälte zitternde Marſchallin bemerkt, die, geſtützt auf ihre Nichte und eine Kammerfrau, in einen ungeheuren Pelzmantel gehüllt war, den ſie über ihr Nachtkleid geworfen hatte.

„Wie entſetzlich,“ klagte ſie, „ich werde mir hier ſicherlich den Tod holen! Die verwünſchten bengaliſchen Lichter, die ſind an allem ſchuld!“

Die Gräfin dagegen hatte ſich ihre gelaſſene Ruhe vollkommen bewahrt.

„Soviel ich weiß, ſind doch wenigſtens alle Menſchen gerettet. Die Feuerwehr kann in zwanzig Minuten hier ſein.“

Sorgſam hatte ſie die alte Dame in einen Lehnſtuhl gebettet. Nach und nach kamen jetzt auch die Herren, ihre in der Eile übergeworfenen Kleidungsſtücke zurechtrichtend. Einer der erſten war Graf Euſtachius. Aufgeregt erzählte jeder wie er ſeinerſeits zuerſt das Feuer gewahr geworden, während die Dienerſchaft Geldkaſſetten und Wertgegenſtände herbeitrug.

Da plötzlich ſprang unter lautem, von Ausrufen des Entſetzens begleiteten Krachen eine mächtige Feuergarbe aus dem Dache des Schloſſes.

„Das Bibliothekzimmer brennt!“ ſtöhnte der einſtige Hauslehrer der Gräfin. „O, die koſtbaren Werke!“

„Da kommt die Feuerwehr, die Feuerwehr!“ wurde von allen Seiten gerufen. „Bildet Ketten, raſch!“

Blaß und ſtreng, aber mit bewunderungswürdiger Ruhe ging die Gräfin Wanda, die noch immer ihr amethyſtfarbenes Samtkleid trug, unter der Menge umher, gab hier einen Befehl und ſprach dort den einen Mut zu, oder verwarnte die andern. Hinter ihr zeichneten ſich die dunkeln Umriſſe des Schloſſes, aus denen mächtige Rauch- und Feuerſäulen empor-

ſtiegen, ſchauerlich vom blutroten Himmel ab. Aus dem Bibliothekzimmer warfen mutige, vom flackernden Schein beleuchtete Feuerwehrleute ohne Aufhören Arme voll wertvoller alter Bücher und Manuſkripte heraus, die verrußt oder durchnäßt unten anlangten, während auf dem Raſen Hunderte vom Winde gepeitſchte Papierfetzen einen tollen Wirbeltanz aufführten.

„Heiliger Himmel!“ rief plötzlich eine der Dienerinnen, „jetzt treibt der Sturm die Flamme auch noch nach der Kapelle.“

Damit war es nun auch mit der Kaltblütigkeit der Gräfin zu Ende. Haſtig ſtürzte ſie in die Loggia und rief außer ſich: „Ich werde das Allerheiligſte holen.“

Entſetzt ſah man ſie an. Sie, eine Frau, wollte das heilige Ciborium holen! Das iſt ja Sünde. — Was aber dann tun? Der Kaplan war verreiſt. Gebieteriſch winkte die Gräfin ihren einſtigen Lehrer, der ſeufzend und zähneklappernd in eine Ecke gekauert ſaß, zu ſich heran. So gut als möglich zog der arme Mann den hinter ihm herſchleppenden ſchweren Kutſchermantel, den er in der Eile erwiſcht hatte, zurecht und folgte mit ergebener Miene ſeiner einſtigen Schülerin.

Währenddeſſen gähnte der alte Graf Euſtachius, als müſſe er ſich die Kinnbacken verrenken, und warf troſtloſe Blicke nach rechts und links. „Ach, wenn ſich doch wenigſtens eine gutmütige Seele fände, die ein Partiechen Pikett mit mir machte!“ jammerte er leiſe vor ſich hin.

„Nun, ich natürlich!“ rief die Marſchallin, für die das Wort Pikett eine belebende Wirkung hatte. Eine trübe Laterne wurde auf den Tiſch geſtellt, und umgeben von der haſtig hin und her laufenden Dienerſchaft, die unaufhörlich aus den Flammen gerettete Gegenſtände herbeibrachte, fingen die beiden zu ſpielen an.

Ganz erſtarrt vor Kälte kam der alte Lehrer jetzt über die Wieſe zurück, wobei er mit der einen Hand krampfhaft ſeinen Rock zuſammenhielt, während die andre die koſtbare Laſt trug.

„Haben Sie Fräulein Noémi nicht geſehen?“ rief ihm Graf Tarlo zu, deſſen Geſicht und Hände mit Ruß bedeckt waren.

„Du lieber Gott, nein! Sie wiſſen, wie ſehr das Feuer mich überraſcht hat. Ich ſchlief, und da mir träumte, ich höre

die Eisenbahnglocke läuten, so sprang ich rasch auf, um den Zug nicht zu verfehlen."

„Pfui, Valentin, sprechen, wenn man das Allerheiligste trägt!" rief die Gräfin außer sich.

Kleinlaut, und so schnell es sein schleppendes Gewand gestattete, eilte er nach dem Pavillon und war schon im Begriff, das heilige Sakrament auf den Tisch zu stellen, an dem die Pikettspieler saßen, als ihn plötzlich heftige Gewissensskrupel packten.

„Verzeihen Euer Exzellenz," sagte er schüchtern zum Grafen, der sich nicht einmal umzuwenden geruhte, „allein ich möchte Euer Gnaden gehorsamst darauf aufmerksam machen, daß das Allerheiligste sich hier befindet, und es doch vielleicht ehrerbietiger wäre —"

Im Nu stand der Graf auf den Füßen, neigte sich, ebenso wie auch die übrigen Anwesenden tief zur Erde und sagte, nachdem er sich wieder erhoben hatte: „Wie wäre es, lieber Valentin, wenn Sie das heilige Sakrament in das hintere Gemach trügen?" Dann fügte er zur Marschallin gewandt, leise lächelnd hinzu: „An Euer Gnaden ist es, abzuheben."

„O heiliger Schutzpatron, bewahre mich vor einer neuen Heiligtumschändung!" murmelte der alte Lehrer, als er hinter sich die Stimme der Gräfin hörte. Dann stieß er gesenkten Kopfes rasch die Türe auf und stürzte ins Billardzimmer.

„Wo mag nur Noémi sein?" fragte die Gräfin Wanda. „Ich vermutete sie beim Förster, und nun wird mir eben gesagt, daß sie nicht dort sei. Die Unglückselige wird doch nicht im Schloß zurückgeblieben sein? Liebe Tante, hast du sie nicht vielleicht aus ihrem Zimmer kommen sehen?"

„Ich weiß nur so viel, daß ihr Zimmer leer war, als ich hindurchging," antwortete die Marschallin in gleichgültigem Tone. „Die kleine, freche Person behauptete, Kopfweh zu haben, und ließ mich ohne weiteres liegen. Beunruhigt euch ihretwegen nicht — Unkraut verdirbt nicht." Und sich zu ihrem Partner wendend, fuhr sie fort: „Quinte vom Aß, Terz von der Dame. Sie haben verloren, mein lieber Graf."

„Vielleicht ist sie in der Meierei," murmelte die Gräfin beunruhigt. „Geh einmal hin und sieh nach, Antoine."

Ein leiſes, aus dem Billardzimmer kommendes Geräuſch veranlaßte ſie indes, den Kopf zu wenden, und durch die angelehnte Türe ſah ſie die undeutlichen Umriſſe Valentins. Diesmal hatte der Alte das heilige Sakrament ehrfurchtsvoll auf den grünen Tiſch geſtellt und verſuchte nun vergeblich mit einem Streichholz Licht zu machen.

„Erlauben Sie, mein lieber Valentin," ſagte die Gräfin gerührt, indem ſie ein kleines metallenes Büchschen aus der Taſche zog, „ich will die beiden Kerzen anzünden."

Hierauf kniete ſie nieder, während die langſam wachſenden Flämmchen der Wachskerzen den kahlen, weißgetünchten Raum allmählich erleuchteten.

Endlich erhob ſie ſich. Was war das? Weit riß ſie die Augen auf, und ein Schrei des Entſetzens entrang ſich ihrer Kehle. — Adalbert, den ſie zu dieſer Stunde auf dem Wege nach Wien glaubte, und Noémi, die ſie in allen vier Himmelsrichtungen ſuchen ließ! Eng verſchlungen ſtanden die beiden vor ihr — todesblaß wie ertappte Verbrecher! — Ein Blick hatte genügt, ihr alles klar zu machen.

„Ihr Elenden!" ſtammelte ſie.

Noémi aber ſchritt mit entſchloſſener Miene durchs Zimmer.

„Man darf nicht nach dem äußeren Schein urteilen, Frau Gräfin — Ihr Herr Sohn wird Ihnen das entſetzliche Mißverſtändnis aufklären."

Die Gräfin aber wies mit ſtrenger Miene auf das heilige Sakrament.

„Auf die Kniee!" rief ſie, „dem Allerheiligſten wenigſtens zollen Sie die gebührende Achtung!" Hierauf wandte ſie das erſchreckend blaſſe, ernſte Geſicht dem Sohne zu: „Du aber folge mir!"

Ganz beſtürzt von all dem, was ſich vor ſeinen Augen abgeſpielt hatte, ſchloß ſich der alte Valentin den beiden an.

Als die Gräfin die Schwelle der Loggia überſchritt, fürchtete ſie einen Augenblick, die Kräfte möchten ihr verſagen. Allein energiſch ſich aufrichtend, ſagte ſie mit lauter Stimme, ſo daß die ab und zu gehende Dienerſchaft es deutlich hören konnte: „Es war eine gütige Schickung, daß du den Zug verfehlt haſt, mein Sohn, und nun deiner Mutter in dem Un-

glück, das uns betroffen hat, beiſtehen kannſt. Jetzt geh und tu deine Pflicht gleich den andern."

So ſehr die Marſchallin von ihrem Spiel in Anſpruch genommen war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, einen verſtohlenen Blick auf ihre Nichte zu werfen.

„Ach," dachte ſie, „was kann doch ſo ein Gigerl wie Adalbert viel helfen!" Die verſtörten Geſichter ihrer Nichte und ihres Neffen erregten indes doch Verdacht in ihr. „Da ſteckt gewiß etwas dahinter, womit Noémi im Zuſammenhang ſteht!" Und als die Gräfin ihr gerade den Rücken zuwandte, ſtand ſie raſch auf, ſtieß leiſe die zum Billardzimmer führende Türe zurück und ſah dort zu Füßen des heiligen Sakraments eine Geſtalt mit einer kleinen Pelzmütze, aus der ſich eine wogende Maſſe goldblonden Haares hervorſtahl, auf der Erde knieen.

* * *

Eben wollte die Marſchallin den Fuß auf die Schwelle ihres Zimmers ſetzen, als ſie Noémi bemerkte, die unbemerkt an ihr vorüberzuſchlüpfen verſuchte.

„Man hat dich alſo wiedergefunden," ſagte ſie in ihrem kalten, ſpöttiſchen Tone, „woran ich übrigens keinen Augenblick gezweifelt habe. Ich bin halb tot von all dieſen Aufregungen, und auch du wirſt der Ruhe bedürfen. Soeben habe ich Befehl gegeben, deiner Mutter telegraphiſch deine Rückkehr anzuzeigen. Du wirſt den erſten Zug benützen, der vor Mittag von der nächſten Station abgeht. — Wie glücklich wird die gute Vincente ſein, dich endlich wieder bei ſich zu haben!"

Noémi neigte ſich zur Marſchallin hinunter. Tödliche Kälte durchrieſelte ſie. Sie wollte die Hand ihrer Patin ergreifen, etwas ſtammeln, allein die alte Dame wies ſie ſchroff zurück.

„Lebe wohl! Ich bin todmüde und muß danach trachten, meine Kräfte zurückzugewinnen, denn in zwei Tagen werde ich mit meinem Neffen und meiner Nichte nach Nizza abreiſen."

Damit ſchloß ſie die Türe.

Zwölftes Kapitel.

„Ihr Bild malen zu dürfen — darum wollte ich Sie bitten, Sie ahnten es gewiß?"

Bei diesen Worten des Malers, die so viel stolze Hoffnungen der ganzen Familie Teznar zerstörten, war brennende Schamröte in Malwas Gesicht gestiegen. O, möchte er doch niemals etwas von ihren Gefühlen ahnen!

Lebhaft hatte sie seine Bitte abgelehnt, indem sie sich mit ihren vielerlei Beschäftigungen entschuldigte. Herr Teznar aber, der auf diesem Ohr nichts hören wollte, hatte ihr eifrig widersprochen. „Närrchen, du mußt dir eben die Zeit dazu nehmen!" Später sagte er dann fast ärgerlich zu ihr: „Ein solches Anerbieten darf man nicht ausschlagen." Und Vincente bemerkte: „Warte nur, das nächste Mal bittet er dich um deine Hand!"

Malwa aber schüttelte ernsthaft und tief verletzt den Kopf. „Herr Ostoya ist keine Partie für mich."

Und Fräulein Sophie, die Schwester des Pfarrers, die gerade anwesend war, stimmte ihr bei und sagte: „Welch ein Unsinn, diesen Mann täglich bei euch verkehren zu lassen, als gehöre er schon zu eurer Familie. Wartet wenigstens, bis er sich erklärt hat. Ach, wie viel lieber wäre es mir, Malwa heiratete den guten kleinen Gerichtschreiber, den ich wie einen Sohn liebe — der ist treu und ehrlich!"

Frau Teznar aber fuhr empört auf. „Henerik, pfui! Ein solcher Schwager für Noémi!" Und von diesem Tage an öffnete sie dem Künstler erst recht und in oft wenig zartfühlender Weise die Pforten ihres Hauses.

Malwa aber war unfähig, sich länger gegen seine Huldigungen zu wehren. Täglich unterlag sie mehr dem Zauber eines Zusammenseins, bei dem André sie jetzt ganz als Gleichberechtigte, ja sogar als Vertraute behandelte. Mit allem, was ihn begeisterte und bewegte, mit all seinen Freuden und Leiden kam er zu ihr, und sie fühlte, wie sich in ihre Liebe zu ihm allmählich eine fast mütterliche Zärtlichkeit einschlich.

Im Freien wollte André ein Pastellbild von ihr malen; eine doppelt schwere Aufgabe, zu der ihn sein Künstler-

ehrgeiz anſtachelte. Als Hintergrund hatte er einen ſonnenbeſchienenen Weinberg gewählt. Malwa trug ihr weißes Kleid vom neulichen Ballabend und einen großen Hut, der ihr hübſches Köpfchen beſchattete. Über ihr wiegten die Zweige eines Pflaumenbaumes ihre bläulichen Früchte. Das Bild war lebhaft und warm empfunden und trotz der etwas nachläſſigen Ausführung nicht ohne große Anmut. Mit ungewöhnlichem Eifer arbeitete André daran, indem er mit kühnen, derben Strichen die Farben auftrug und hie und da ſogar mit dem Daumen nachhalf, wodurch ſich das Schönheitsgefühl des guten Hilfsrichters und deſſen Umgebung etwas verletzt fühlte.

„Mein Lebtag habe ich noch kein Paſtellbild ſo hinſchmieren ſehen," ſagte der Staroſt. „Da arbeiteten die alten Meiſter doch anders. Sieh nur einer dieſe zebraartigen Wangen an!"

„Allerdings, aber treten Sie einmal etwas zurück," bemerkte Matthias Teznar ſchüchtern, „von weitem iſt es wundervoll."

„Ach was, von weitem — mit der Lupe will ich ein Paſtellbild anſehen können!"

„Das und Malwa!" rief der Gerichtſchreiber. „Dieſe vornehme Dame in Geſellſchaftstoilette — ich hätte eher gedacht, es ſei Noémi. Warum hat man ſie nicht in ihrem Alltagskleid gemalt?"

„Am Ende gar mit der Latzſchürze und umgeben von meinen Hühnern," entgegnete Malwa tief errötend und etwas ärgerlich.

„Ich muß Henerik ein wenig recht geben, mein liebes Kind," ſagte Fräulein Sophie.

„Eines iſt allerdings richtig," rief der Staroſt, indem er Vincente ans andre Ende des Hauſes führte, „im ganzen betrachtet, könnte man das Bild viel eher für Noémis Porträt halten. Sehen Sie nur, liebe Frau Teznar."

„Nun ja, vielleicht von weitem, aber Noémis Züge ſind unendlich feiner."

Als Fräulein Sophie dann gegen Abend am Arme Heneriks nach Hauſe ging, murmelte ſie vor ſich hin: „Die Leichtfertigkeit dieſer Teznars macht mir wirklich Sorge. Was

ſoll werden, wenn André ſich nun nicht erklärt? Arme Malwa, ich las es heute deutlich in ihren Augen, wie ſchwer ſie darunter leiden würde! — Na, wenn der launenhafte Oſtoya gar zu lange mit der Erklärung zögert — ſo will ich ihm ſchon meine Meinung ſagen, und zwar deutlich!"

Ein unwillkürlich ausgeſtoßener ſchwerer Seufzer ihres Begleiters veranlaßte ſie, aufzuſehen, und dieſer eine Blick ins Geſicht des jungen Mannes genügte, ihr ſeine innerſten Gedanken zu verraten.

„Ach, mein armer, armer Junge, ſo liebſt auch du ſie? Und ich hatte keine Ahnung davon!"

Schweigend und ſchweren Herzens ſetzten ſie ihren Weg bei der hereinbrechenden Dämmerung fort. Als ſie dann die Türe des Pfarrhauſes erreicht hatten, ſagte der Gerichtſchreiber, ſanft die Hand ſeiner mütterlichen Freundin ergreifend: „Werden Sie mir den Mangel an Vertrauen verzeihen? Aber was hilft ein Ausſprechen, wenn doch keine Hoffnung iſt? Wundern darf ich mich freilich nicht, daß ſich ihr Herz ihm zugeneigt hat, denn ich habe ja keine der glänzenden Eigenſchaften, die die Frauen beſtechen. Zürnen aber kann ich ihr nicht — o nein, immer wird ſie für mich die Verkörperung alles Schönen und Guten bleiben."

Tränen netzten die Augen des alten Fräuleins.

„Du lieber, guter Junge!" flüſterte ſie. Dann aber fuhr ſie in plötzlich ausbrechender Heftigkeit fort: „Ach was, noch iſt die Heirat nicht geſchloſſen, und wer weiß — Malwa iſt ja doch ſo vernünftig —"

Henerik aber lächelte trübe. „Bei der Liebe iſt die Torheit berechtigt."

Dreizehntes Kapitel.

In den Bergen kommt der Winter gar zeitig.

Längſt war Malwas Bildnis vollendet, und doch behauptete André, noch fortwährend Verbeſſerungen daran vornehmen zu müſſen. Die Augen vor allem befriedigten ihn nicht, dieſe ernſten, tiefen Augen, die ein Geheimnis zu ver-

bergen ſchienen. Manchmal wohl ſtellte er ſich, verlockt durch den Frieden und die Ruhe, die er in Gegenwart dieſes ſüßen Geſchöpfs empfand, plötzlich die Frage: „Wenn ich ſie nun heiratete?“ Die egoiſtiſche Furcht jedoch, dem idealen Verhältnis, das ſie beide jetzt verband, in der Alltäglichkeit des Lebens eine andre, gewiſſermaßen beſtimmtere Form zu geben, verſcheuchte immer wieder ſolche Gedanken.

Die Neigung, die ihn zu Malwa hinzog, war eben mehr geiſtiger Natur und frei von der fieberhaften Erregung der Leidenſchaft. Niemals vorher hatte ihm ein weibliches Weſen ähnliche Gefühle eingeflößt.

Nun war der erſte Schnee gefallen, und der November ſtand vor der Türe. Wie ein weißes Leichentuch breitete ſich die faſt endloſe Ebene bis zu den Bergen hin. Früh neigte ſich der Tag ſeinem Ende zu, Malwa aber fuhr, trotz der hereinbrechenden Dämmerung, eifrig an ihrer Nähterei zu arbeiten fort.

Da plötzlich ertönte lautes, ihr gar wohlbekanntes Schellengeläute, und heftig pochte ihr Herz. Sie ſah den Schlitten, den mit Schnee überſtreuten Pelzmantel und unter der Aſtrachanmütze den funkelnden Blick und die zornig gefaltete Stirne Andrés, und ihre ganze Seele flog dem Geliebten entgegen.

Bald ſaß er neben ihr auf einem niedrigen Stuhle und hielt ihre beiden Hände umfaßt.

„O welche Qual!“ murmelte er. „Schon wieder habe ich einen heftigen Auftritt mit meinem Vater gehabt. Er verweigerte mir ſeine Pferde zur Fortſchaffung einiger Gemälde, die ich auf eine kleine Ausſtellung nach Peſt ſchicken will. Seine Tiere ſeien zu wichtigeren Dingen da, als ſchlechte Kleckſereien zu befördern, die nicht einmal die Rahmen wert ſeien. Ich habe mir dann im Dorf ein Fuhrwerk gemietet, aber all dieſe Geſchichten reiben mich auf. Ein ſolches Leben iſt nicht mehr zu ertragen, und ich habe, weiß Gott, Luſt, davonzulaufen und mein Wanderleben wieder aufzunehmen.“

„O,“ ſagte ſie erbleichend, „das wäre feige. Ein Mann hat nicht das Recht, ſeinem Vaterlande treulos den Rücken zu kehren — es iſt geradezu ein Verbrechen, ſeine Kraft, ſeinen Verſtand, ſein Vermögen in der Fremde zu vergeuden.“

„Was bleibt mir andres übrig?“ antwortete er mutlos. „In dem verdummenden Leben, das ich hier führe, geht mein Talent noch zu Grunde. Ach, kein Menſch weiß, wie viele blutige Tränen oft auf Gemälden kleben, an denen die Menge gleichgültig oder ſpöttiſch vorübergeht! Und wenn Ihnen einer ſagt, daß er die öffentliche Meinung verachte und ſich mit ſeiner eigenen Befriedigung begnüge, ſo lügt er. Der Maler iſt wie der Schauſpieler, er kann ohne die Bewunderung und Gunſt des Publikums nicht leben. Schweigen oder Spott töten ihn. Einen gelehrten Kritiker oder liebenswürdigen Ratgeber kann er wohl entbehren, nicht aber ein liebevolles, begeiſterungsfähiges Weſen, ein Weſen, das an ſein Talent glaubt. O, dieſer göttliche Glaube! Er allein kann den Mut des Künſtlers heben, ihm Energie und Selbſtvertrauen ſchenken und ſeinen Wunden Linderung verſchaffen. Erſt dann heben ſich allmählich wieder ſeine Schwingen, die Hoffnung erwacht in ſeiner Seele, und neugeſtärkt kehrt er ins Land der Träume zurück.“

Die Hände über der Arbeit gefaltet, die Augen unverwandt auf den Maler gerichtet, las Malwa ihm die Worte förmlich von den Lippen. Ihr ſtürmiſch klopfendes Herz aber hätte ihm gerne zugerufen: „Nun denn, ſo hole mich zu dir, ich werde dir zur Seite ſtehen, dir in mutloſen Stunden Halt und Stütze bieten — ich will dein guter Genius ſein!“

Aber dieſe Worte traten nicht auf ihre Lippen, denn es gibt Dinge, die man niemals ausſpricht, und müßte man darüber ſein Leben laſſen.

„Wie Sie mich anſehen, Malwa! Ach, dieſe Augen, ich fühle es, daß ich ihren wunderbaren Ausdruck nicht wiederzugeben vermag. Ich möchte ſie am liebſten in meine Hände nehmen, dieſe lieben Augen und ſie mitſamt Ihrer Seele auf die Leinwand niederlegen!“

Alles Blut war aus Malwas Geſicht gewichen. Lautlos erhob ſie ſich.

„Manchmal,“ fuhr er langſam fort, „frage ich mich, ob ich dieſes liebevolle, troſtbringende Weſen, nach dem ich mich ſehne, nicht in Ihnen gefunden habe, Malwa —“

Am ganzen Körper bebend, wich ſie zurück, doch hatte kein Muskel in ihrem Geſicht gezuckt.

In dieſem Augenblick öffnete ſich geräuſchvoll die Türe; grelles Licht ſtrömte ins Zimmer, und Frau Teznar trat mit einer Lampe in der Hand in Begleitung ihres Gatten ein.

„Ein Telegramm, ein Telegramm!“ rief ſie außer ſich. „O Malwa, denke dir, wie entſetzlich! Eine Feuersbrunſt hat einen Teil des Schloſſes Lipowa zerſtört! Noémi kommt zurück. Gleich wird ſie hier ſein. Hoffentlich iſt ſie wenigſtens geſund und munter!“

Der Maler hatte einen Ausruf des Ärgers nicht ganz zu unterdrücken vermocht. Zum Kuckuck wünſchte er diejenige, die ihm dieſes ſchöne Zwiegeſpräch ſtört.

„Ah, Sie ſind hier, mein lieber Herr Oſtoya! — Ich hatte Sie gar nicht bemerkt,“ rief Frau Teznar und fügte dann mit ihrer ſüßlichen, einſchmeichelnden Stimme hinzu: „Doch — vielleicht — ſtören wir.“

„Wieſo ſtören?“ fragte er froſtig, indem er raſch nach ſeiner Pelzmütze griff. In dieſem Augenblick war ihm Frau Teznar wieder unausſtehlicher denn je.

„Wie, Sie wollen ſchon fort, noch ehe Sie unſre Mika geſehen haben? Na, Malwa, rede ihm doch auch zu, daß er noch bleibt.“

Das junge Mädchen ſtammelte einige Worte, der Maler aber blieb unerbittlich.

„Ich war eben im Begriff, mich von Fräulein Malwa zu verabſchieden,“ ſagte er kalt. „Meine Zeit iſt zudem ſehr kurz bemeſſen, da ich morgen nach Peſt fahren und wenigſtens vierzehn Tge dort bleiben werde.“

„Dann alſo viel Glück!“ murmelte Malwa. „Und Mut!“ Beim Hinausbegleiten fügte ſie leiſe, in zärtlichem Tone hinzu: „Ich werde Gott von ganzem Herzen bitten, daß er Sie beſchützt!“

„Ja, zuerſt Gott — und dann Sie, denn Sie ſind mein guter Engel,“ ſagte er, voll Inbrunſt die kleine Hand küſſend.

Vierzehntes Kapitel.

„Neun Uhr! — In fünf Minuten kann das Herzchen hier ſein! Iſt alles bereit? Wird das Perlhuhn auch zur

rechten Zeit weich? Und daß du mir bei der Buchweizengrütze ja Rahm und Eier nicht ſparſt. — Aber Baſia, wie dumm, lege doch ein Tiſchtuch auf, Fräulein Noémi ißt nicht auf Wachstuch! Ach, dieſe häßlichen ſtählernen Gabeln, die ſie nicht leiden kann! Hoffentlich hat der Vater ſie warm eingehüllt, er iſt oft ſo gar nicht vorſorglich. Wie mag ſie der frühzeitige Schnee erſchreckt haben! — Arme Kleine!"

Da plötzlich lautes Schellengeläute, — ein Aufſchrei und Lärm im Hauſe, dann Küſſe, Umarmungen, Ausrufe ohne Ende.

Und nun ſaß die geliebte Mika im wohldurchwärmten Zimmer unter der Lampe, während die bewundernden Blicke der ganzen Familie an ihrem blaſſen Geſicht hingen. Man ſtritt ſich förmlich darum, ihren Teller mit den beſten Biſſen zu füllen, und überhäufte ſie mit Fragen.

„Aber ſo laßt ſie doch erſt zu Atem kommen! Seht ihr denn nicht, daß das arme Kind halb tot vor Erſchöpfung und Erregung iſt?" rief der Vater.

Noémi ſah in der Tat ganz verſtört aus und rührte das Eſſen nicht an.

„Aber ſage mir, Liebling," murmelte Vincente, „da das Feuer doch nur materiellen Schaden getan hat, ſo iſt doch kein Grund zu ſolchem Kummer! Freuſt du dich denn nicht, deine Mutter nach der langen Trennung wiederzuſehen? Zur Marſchallin kannſt du ja zu jeder Zeit zurückkehren, denn ich weiß vom Fürſten, daß ſie die Abſicht hat, dich dieſen Winter mit nach Nizza zu nehmen."

Noémis ſchöne Züge verzogen ſich ſchmerzlich.

„Ich gehe nicht nach Nizza," ſagte ſie in einem Tone, der ihre Angehörigen erſchreckte.

„Bravo!" antwortete der Hilfsrichter. „Bleibe nur bei uns: ein Stück Brot im eigenen Hauſe ſchmeckt beſſer, als eine auf Silber ſervierte Paſtete in der Fremde. Bedenke, wie viel uns dein Aufenthalt bei dieſen Leuten gekoſtet hat, und wie wenig im Grunde dabei herausgekommen iſt."

Mit finſter umwölkter Stirne erhob ſich Noémi.

„Ich möchte jetzt gerne in mein Zimmer gehen," ſagte ſie, ohne die väterliche Rede zu beantworten. Doch als Vincente ihr etwas kleinlaut erklärte, daß ihr früheres Zimmer zu

feucht ſei und ſie deshalb die Stube mit ihr teilen müſſe, nahmen Noémis Züge einen harten Ausdruck an, und in ſpöttiſchem Tone, der im Herzen der Mutter wie das Läuten einer Totenglocke klang, ſagte ſie: „Na, das kann ja recht nett werden!“ Kalt fügte ſie dann noch hinzu: „Und was ſoll aus all meinen Koffern werden, die morgen ankommen?“

„Alle deine Koffer, da du doch wieder zur Marſchallin zurückkehrſt?“

„Wann habe ich das geſagt?“ fuhr Noémi ärgerlich auf. „Begreift Mama denn gar nicht?“

Schweigend ſchlang Malwa den Arm um ſie und führte ſie ins Schlafzimmer.

„Ärgere dich nicht! Soll ich dir beim Auskleiden helfen, ſo wie früher, als du noch ein kleines Mädchen warſt?“

Ratlos, aufs höchſte beſtürzt, folgte ihnen Vincente.

„Komm, laß dir die Schuhe aufneſteln,“ ſagte ſie zärtlich, indem ſie vor ihr niederkniete.

Noémi jedoch ſtieß, von einem plötzlichen Wutanfall gepackt, beide Frauen zurück.

„So laßt mich doch um des Himmels willen in Ruhe; ſeht ihr denn nicht, daß ihr mich zur Verzweiflung bringt! — Ach,“ rief ſie ſchluchzend, die geballten Fäuſte auf die Augen drückend, „ich wollte, ich wäre tot!“

Tief erſchrocken wichen Frau Teznar und Malwa langſam bis an die Wand zurück.

„Aber ſo geht doch endlich!“ ſchrie Noémi noch einmal, die beiden heftig zum Zimmer hinausſtoßend.

Schlaflos, in einen Lehnſtuhl gekauert, brachte Vincente die Nacht zu. Von Zeit zu Zeit ſchlich ſie ängſtlich an die Türe, um auf den keuchenden Atem ihres Kindes zu horchen. —

Am andern Morgen wurden die unglücklichen Eltern durch einen höchſt aufgeregten Brief der Marſchallin über alle Einzelheiten der eiligen Heimkehr ihrer Tochter aufgeklärt.

„Na, da haſt du nun die ſchönen Früchte deiner Eitelkeit und Verblendung!“ donnerte der Hilfsrichter, während Vincente nur zu weinen und zu jammern vermochte.

Mitten in dieſen heftigen Auftritt hinein erſchien Noémi in einem himmelblauſeidenen Morgenkleide.

„Ja," ſagte ſie, „Papa hat ganz recht. Wozu brauchte man mich dieſer alten Egoiſtin an den Hals zu werfen, die mir nur den Hang zu Luxus eingeimpft und mich wie ihr Spielzeug behandelt hat. — Warum mir in jedem Briefe wiederholen, ich müſſe ſo raſch als möglich eine reiche Partie machen? Das hat mir den Kopf verdreht. — Was ſoll nun aus mir werden, nachdem ich mich ans Wohlleben gewöhnt habe? Glaubt ihr, ich könne mich wieder in euer elendes Daſein finden? Ja, hättet ihr mich nicht immer bei der Marſchallin, ſondern zu Hauſe die Ferien zubringen laſſen, dann wüßte ich nichts Beſſeres. Nun aber iſt mein Leben verpfuſcht!"

Schluchzend warf ſie ſich aufs Sofa.

Wie vernichtet ließ Frau Teznar den Kopf ſinken. Sie glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen.

Alles hatte ſie dieſem Kinde geopfert: Geld, Ruhe, ja ſogar die Ehre, und nun mußte ſie es erleben, daß es ſeine eigene Mutter anklagte. „O," murmelte ſie, „wie undankbar — wie undankbar!"

In dieſem kritiſchen Augenblick trat plötzlich der Staroſt ein.

„Aber ich bitte Sie — Sie ſind wohl alle nicht recht bei Troſt? Was hilft das Jammern und Weinen, wozu dieſe gegenſeitigen Vorwürfe? Die Hauptſache im Leben iſt, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Na, Panna Mika — ein kluges Mädchen wie Sie läßt doch den Mut nicht gleich ſinken! Ein entſchlüpfter Heiratskandidat, was will das heißen? Dafür finden ſich leicht zehn andre! Laſſen Sie das nur meine Sorge ſein."

Verſtohlen ſah ihn Noémi an. Der Staroſt hatte recht. Aber ihr Herz war eben noch zu wund, und dann verfolgte ſie trotz allem die heimliche Hoffnung, ein Lebenszeichen von Adalbert zu erhalten — eine Verſicherung ſeiner Treue, wer weiß vielleicht ſogar den Vorſchlag irgend eines kühnen Planes.

„Am fünfzehnten dieſes Monats," fuhr der Fürſt fort, „ſoll bei einem meiner Freunde eine Treibjagd im Gebirge in der Nähe der Straße nach Yaworina abgehalten werden. Etwa zwölf Schützen beteiligen ſich daran, und in einer Sennhütte ſoll gefrühſtückt werden. Na, was ſagen Sie dazu? Abgemacht, nicht wahr? Ich entführe Sie, und Malwa ſoll Ihre Gardedame ſein."

Noémi lächelte matt und dachte dabei an ein gewiſſes flaſchengrünes Kleid, das ihr ſo gut ſtand.

„Und dann,“ fuhr der Fürſt, immer lebhafter werdend, fort, „handelt es ſich jetzt vor allem darum, dieſem Herrn Adalbert und ſeiner ganzen Sippe zu zeigen, daß man ihn ſehr wohl entbehren kann. Hören Sie: folgende Notiz ſtand geſtern in den Blättern.“

Damit zeigte er den Damen einen Artikel, der die Beſchreibung der Feuersbrunſt und die Nachricht von der ſofortigen Abreiſe der Marſchallin in Begleitung der Gräfin Staniecki und ihres Sohnes Adalbert enthielt.

Noémis Geſicht färbte ſich dunkelrot. So willigte er alſo widerſtandslos ein, ſich jenen Frauen anzuſchließen, mit andern Worten, ſie, Noémi, ohne weiteres aufzugeben. — O, wenn ſie ſich doch rächen, dem Elenden beweiſen könnte, daß ſie ihn verachtete, vor allem aber, daß ſie über ſeinen Verluſt getröſtet ſei!

„Ja, ja, Fürſt,“ rief ſie lebhaft, „führen Sie mich unter Menſchen, zerſtreuen Sie mich — verheiraten Sie mich!“

Fünfzehntes Kapitel.

„Der Staroſt hat recht,“ dachte Noémi, als ſie am Abend ihr Bett aufgeſucht hatte, „der Erfolg iſt im Leben die Hauptſache, und der wird nur dem Kühnen zu teil; ſchon im Kloſter konnte ich das oft genug beobachten. Die Schüchternen und Beſcheidenen trugen Hintanſetzung und verweinte Augen davon, die Frechen und Unverſchämten dagegen ernteten Lob und Anerkennung.“

Ihr Herz hing nun aber einmal an Luxus und Huldigungen, folglich mußte ſie ſich um jeden Preis ein Leben zu verſchaffen ſuchen, das ihr dieſe Genüſſe bot.

Die erſten vierzehn Tage jedoch, die ſie im Elternhauſe, an deſſen Dürftigkeit ſie ſo gar nicht mehr gewöhnt war, verbrachte, erſchienen ihr unerträglich. Weit entfernt, ihre eigenen Fehler einzuſehen, fuhr ſie fort, ihrer Mutter zu grollen und eine Verachtung für alles das zur Schau zu

tragen, was die arme Frau ſich ausdachte, um ihr eine Freude zu bereiten. Der Vater aber kam aus der zornmütigen Stimmung überhaupt nicht mehr heraus. Malwa war die einzige, die ihre Ruhe bewahrte und ſich bemühte, den Frieden möglichſt herzuſtellen.

Unter dieſen Umſtänden erſchien es allen wie eine Erlöſung, als eines Morgens die ſtürmiſche Ankunft mehrerer, mit fröhlichen Jägern beſetzter Schlitten erfolgte.

„Wir entführen Sie, meine Damen," rief die laut ſchallende Stimme des Staroſt. „Iſt Oſtoya noch nicht hier? Na, dann muß er eben nachkommen. Seine Erfolge in Peſt ſollen ihn förmlich berauſcht haben. Lob, Anerkennung, Beſtellungen in Menge! Ein ausgeſprochener Sieg!"

Malwa erbebte freudig. So war er alſo zurückgekommen und hatte Glück gehabt! Als Sieger würde ſie ihn wiederſehen!

Frau Teznars Herz dagegen hatte plötzlich heftige Eiferſucht durchzuckt. Dieſer Oſtoya! Sie ſelbſt hatte ihn Malwa zugeführt, und ohne Zweifel würde er ſich nun bald erklären. Malwa würde jubeln, während ihre eigene Tochter verlaſſen beiſeite ſtehen mußte!

In einem hübſchen, mit Pfauenfedern geſchmückten Mützchen hüpfte Noémi in Begleitung ihrer Schweſter in einen Schlitten, worauf ſich der Zug, eine Wolke funkelnden Schnees aufwirbelnd, unter lautem, luſtigem Schellengeläute in Bewegung ſetzte. Nach etwa einer Stunde langte man in einem weiten, keſſelförmigen, von hohen Bergen umſchloſſenen Tale an. Sofort ſtürzten ſich die dort verſammelten, mit langen Stangen bewaffneten Treiber, laute Schreie ausſtoßend, in die Hecken. Auch Noémi hatte ſich, eine kleine Flinte auf dem Rücken, voll Eifer gleich den andern Jägern auf den ihr angewieſenen Platz begeben, während die hausmütterliche Malwa in der Sennhütte zurückblieb und der Bäuerin half, die mitgebrachten Mundvorräte in der Nähe eines ungeheuren Feuers auszupacken.

Das aufgezwungene Stillſtehen wurde der jungen Jägerin indes bald läſtig, und da nicht allzuweit von ihr entfernt ein kleiner Schlitten ſtand, ſo ſtieg ſie hinein, weckte das halb eingeſchlafene Pferd durch einen kräftigen Peitſchenhieb auf und fuhr über Stock und Stein aufs Geratewohl davon. Auf

der Hochebene angelangt, hielt sie Umschau. Zu ihren Füßen lag in blendendem Weiß das sich scheinbar ins Unendliche ausdehnende Tal mit seinen rötlichen Felsen und riesigen Tannen. Die Kugeln pfiffen um sie her und ängstlich eilten die gehetzten Füchse, Rehe und Hirsche an ihr vorüber. Zwischen den sich unaufhörlich folgenden Schüssen liefen mutige Bauern umher, um das erlegte Wild zur Strecke zu bringen. Bei einem in der Nähe des Schlittens abgefeuerten Schuß scheute aber plötzlich das Pferd; der winzige Schlitten fiel auf die Seite in den Schnee, Noémi, Flinte und Decke mit sich fortreißend.

Dem von Noémi ausgestoßenen Schreckensruf folgte sofort ein zweiter.

„Malwa, sind Sie verletzt?"

Zugleich kam ein unbekannter Jäger auf sie zugestürzt. Sie aber hatte sich bereits wieder erhoben und stand nun, noch ganz verwirrt, vor ihm.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich hielt Sie für Fräulein Teznar. — Mein Name ist Ostoya."

Wie kam der ihr fremde Jäger plötzlich hieher? Dieser aber schien wie erstarrt vor Überraschung. Die vor ihm Stehende, das war ja seine Unbekannte — die Waldfee — dieselbe, deren reizendes Bild ihn bis in seine Träume verfolgt, und die wiederzufinden er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte. Und nun sah er sie plötzlich wieder vor sich mit ihrem goldenen Haar, der blendend weißen Hautfarbe und den großen, sanften, kornblumenblauen Augen!

Durch sein Schweigen verlegen, sagte sie: „Sie hielten mich also für meine Schwester?"

Ihre Schwester war sie also! O, nun war ihm alles klar. Daher die Anziehungskraft, der unbeschreibliche Zauber.

„Aber," fuhr sie lachend fort, „warum sehen Sie mich denn so sonderbar an?"

„O, verzeihen Sie mir — Sie so plötzlich, auf so unverhoffte Weise wiederzufinden —"

„Mich wiederzufinden, ich verstehe Sie nicht."

„Haben Sie den Bettler vom vergangenen Frühjahr, dem Sie im Vorübergehen ein Almosen und ein Lächeln schenkten, ganz vergessen?"

„Wie, das waren Sie?“ rief Noémi, vor Freude errötend, denn das romantiſche Abenteuer hatte ihr damals einen Rieſenſpaß gemacht.

„Sie ſind alſo die kleine Mika,“ ſagte er, ſie gerührt betrachtend, „die geliebte Schweſter, von der Malwa mir ſo viel erzählte, und die ſchon von der Wiege aus wie eine kleine Königin herrſchte?“

„Sie wohnen wohl in der Gegend?“ fragte ſie lächelnd.

„Ich bin ſogar Ihr Nachbar — ſchlechter Landwirt und noch ſchlechterer Maler.“

„Ah, nun kenne ich mich aus,“ rief ſie, in die Hände klatſchend, „Sie ſind Malwas Maler, Sie haben ihr Bild gemalt!“ Dann fügte ſie ſchelmiſch hinzu: „Wiſſen Sie auch, daß es mehr mir gleicht?“

„Das iſt nicht zu verwundern! Stand mir doch während der Arbeit Ihr Bild ſtets vor Augen. Und war es nicht gerade dieſe Ähnlichkeit, die mich zu Ihrer Schweſter hinzog? — Heute dagegen iſt ſie es, die mich zu Ihnen zurückführt,“ fügte er träumeriſch hinzu.

Die großen Augen neugierig auf ihn gerichtet, hörte ſie ihm zu. Wie intereſſant er war, dieſer Fremde! Nun langweilte ſie ſich plötzlich nicht mehr.

„Nicht wahr,“ ſagte ſie in bittendem Ton und mit einem ſo ſtrahlenden Lächeln, daß es Andrés war, als ſei der ganze Wald in Licht und Glanz getaucht, „Sie ſteigen mit mir in den Schlitten und erzählen mir auf dem Wege zum Frühſtücksplatz ausführlich das kleine Abenteuer unſres erſten Zuſammentreffens.“ Dabei hatte ſie die Zügel erfaßt und die Peitſche knallen laſſen.

Seite an Seite ſauſten ſie nun über die weiße Fläche dahin, während die Büſche, die ſie im Vorüberfahren ſtreiften, ſie wie mit einem weißen Blütenregen überſchütteten. —

Es war zwei Uhr, als die Jäger und die mit dem erlegten Wild beladenen Treiber halbtot vor Müdigkeit bei der Sennhütte anlangten.

Neben dem im Freien kniſternden Feuer ſtand Malwa und ſchenkte jedem ein Gläschen belebenden Branntweins ein, während Brot, Kaviar und geräucherte Gänſebruſt auf großen Baumſtümpfen aufgeſtellt war.

Da plötzlich ertönte luſtiges Schellengeläute, und aus einem mit Tannenreis geſchmückten Schlitten tauchten Noémis und Andrés ſtrahlende Geſichter auf.

Wie kam es nur, daß der Anblick des nebeneinander ſitzenden Paares Malwas Herz gleich der kalten Berührung einer Schlange traf?

Doch ehe ſie recht zur Beſinnung kam, wurden die jungen Leute umringt und von lauten Zurufen begrüßt. Unter fröhlichem Lachen erzählten ſie dann ihr merkwürdiges Zuſammentreffen. Auch Malwa ſtimmte jetzt in das Lachen ein, beſchämt über ein Gefühl, das ihr wie eine Niederträchtigkeit erſchien. Voll Intereſſe ließ ſie ſich alle Einzelheiten jenes Abenteuers im Kamaldolenſerwald und die verzweifelte Verfolgung der Unbekannten berichten. André ſprach dabei mit einer Begeiſterung und Heiterkeit, die Malwa gar nicht an ihm kannte. Das war nicht mehr der Menſchenhaſſer und unbefriedigte Künſtler der früheren Tage, ſondern ein feuriger junger Mann, der ſich ſeines Lebens freute.

Auf einen improviſierten Tiſch ſtellte jetzt die junge Bäuerin unter lebhaften Beifallsrufen eine dampfende Schüſſel, gefüllt mit einer Miſchung von Sauerkraut und Schweinefleiſch, der Lieblingsſpeiſe der Jäger.

„Zu Tiſch, zu Tiſch!“ rief Noémi in kindiſcher Ausgelaſſenheit, „ich habe einen Wolfshunger!“

Als André dann nach mehr „Wotka“ verlangte, nahm ſie ihrer Schweſter keck das Glas aus der Hand, berührte es mit den Lippen und reichte es dem Künſtler.

„Auf Ihre Peſter Erfolge, lieber Meiſter!“ rief ſie unter den Beifallsrufen ſämtlicher Jäger, während Malwa ihre Schweſter voll Erſtaunen betrachtete.

André aber ergriff das Glas, ſetzte die Lippen an die Stelle, wo die ihren es berührt hatten, und trank es, den Blick nicht von ihr wendend, langſam aus, als ſchlürfe er mit dieſem feurigen Schluck die Begeiſterung für die ſtrahlende Schönheit ihres Weſens ein. Die Unterhaltung wurde jetzt allgemein, wobei jeder ſeine Jagderlebniſſe preisgab.

„Denke dir,“ ſagte Noémi übermütig zu ihrer Schweſter, „wir begegneten unterwegs einer Zigeunerin, die ſteif und

feſt behauptete, wir ſeien ein Ehepaar. Wir haben ſie auch ruhig auf dem Glauben gelaſſen, nicht wahr?“ fügte ſie, zu André gewandt, hinzu, der leicht erblaßte.

In ausgelaſſenſter Weiſe ſprach ſie die tollſten Dinge durcheinander; das Bewußtſein, bewundert und gefeiert zu ſein, verſetzte ſie in die beſte Laune.

Bei der Rückkehr wollte es der Zufall, daß Malwa mit André in denſelben Schlitten zu ſitzen kam.

„Nun,“ fragte ſie mit ſanfter Stimme, „habe ich übertrieben, als ich Ihnen von meiner kleinen Mika vorſchwärmte?“

André, deſſen Augen gen Himmel gerichtet waren, wo allmählich ein Sternchen ums andre aufblitzte, erbebte bei dieſem Namen.

„Alles, was Sie mir ſagten, erreicht die Wirklichkeit auf tauſend Stunden nicht,“ antwortete er begeiſtert.

Freundlich lächelte ſie; nun war ihr Glück vollkommen.

Als er ſah, daß ihr Tuch etwas von ihrer Schulter geglitten war, hüllte er ſie ſorgſam wieder ein, indem er ſagte: „Daß Sie ſich doch ja nicht erkälten!“

„Ach,“ dachte ſie, „wie iſt das Leben doch ſo ſchön, da es mir dieſe beiden Menſchen, die mein Herz ſo ganz ausfüllen, geſchenkt hat!“

Schon war man in der Nähe von Nowy angelangt, da erſt fiel Malwa ein, daß ſie unverzeihlicherweiſe André noch nicht zu ſeinen Erfolgen in Peſt gratuliert hatte.

„Ich wollte Ihnen ſagen,“ begann ſie, allein in dieſem Augenblick fuhr in raſcheſtem Tempo ein Schlitten an ihnen vorüber, aus dem lautes Lachen erſcholl. Haſtig ſtand André auf und ſchaute angeſtrengt nach deſſen Inſaſſen, in denen er trotz der tiefen Dämmerung Noémi und einen jungen Huſarenoffizier erkannte, die, mit einem dicken Bärenfell zugedeckt, nebeneinander ſaßen.

„Ich wollte Ihnen ſagen,“ wiederholte Malwa.

André aber hatte ſich aufgeregt in den Schlitten zurückgeworfen. „Ich wußte ja, daß ich ihre Stimme erkannt hatte!“ rief er.

Durch Malwas Herz aber zog derſelbe kalte, ſchmerzliche Schauder, den ſie an dieſem Tage ſchon einmal empfunden hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Während der dem Jagdtage folgenden zwei Wochen war André, getrieben von dem heißen Verlangen, Noémi wiederzuſehen und ſich an dem Anblick der auf ſo wunderbare Weiſe Wiedergefundenen zu weiden, mehrmals raſch nacheinander bei der Familie Teznar erſchienen. Das kokette Mädchen aber wich ihm aus. Das eine Mal war ſie eben im Begriff auszugehen, ein andres Mal hatte ſie Kopfweh, und wenn ſie je geruhte, ſich einen Augenblick zu zeigen, ſo richtete ſie kaum das Wort an den Künſtler, indem ſie tat, als wolle ſie ihn ganz ihrer Schweſter überlaſſen.

So ſehr André dieſe ſonderbare Wandlung auch überraſchte und kränkte, ſo nahm er ſie doch ſchweigend hin und bemühte ſich, ſeine gewohnten freundſchaftlichen Beziehungen mit Malwa aufrecht zu erhalten.

Mittlerweile ſteigerte ſich Frau Teznars Eiferſucht auf die Bevorzugung ihrer Stieftochter mehr und mehr. „Wie konnte ich nur ſo töricht ſein,“ dachte ſie, „den Künſtler nicht für mein eigenes Kind aufgeſpart zu haben!“ Und eines Vormittags faßte ſie ſich gelegentlich eines unerwarteten Beſuchs des Fürſten ein Herz und fragte Noémi gerade heraus: „Wie gefällt dir Oſtoya?“

Verächtlich verzog Noémi den Mund. „Der Maler? Malwas Maler — er verſteht es ja nicht einmal, ſich anzuziehen.“

„Das iſt Nebenſache, da braucht man nur den Schneider zu wechſeln. Ich meine, ob er dir ſonſt gefallen würde?“

„Wozu, da du ihn ja für Malwa beſtimmt haſt,“ antwortete ſie mit einer gewiſſen Bitterkeit.

„Ach was, Malwa, als ob irgend jemand in Betracht kommen könnte, wenn es ſich um deine Zukunft handelt! Sprich, könnteſt du dich entſchließen, ihn zu heiraten?“

Sie antwortete nicht gleich, denn Adalberts vornehmes, verführeriſches Bild war plötzlich vor ihrem Geiſte aufgetaucht. Ach, ſollte denn wirklich alles zwiſchen ihnen beiden zu Ende ſein? Niemals würde ein andrer Mann ſolche Gefühle in ihr zu erwecken vermögen, wie ſie ſie an der Seite jenes Treuloſen empfunden hatte! Tränen der Wut ſtiegen ihr in die Augen.

„Ich glaubte, meine liebe Frau Teznar," wagte der Staroſt einzuwenden, „Sie hätten früher gewiſſe Vorurteile gegen den Maler gehabt."

„Allerdings, aber ich habe meine Anſicht geändert. Er iſt reich, hat vornehme Verwandte — und dann denken Sie doch nur an ſeine Erfolge in Peſt! Nein, nein, ſobald ich weiß, daß André der Kleinen gefallen würde, beginne ich von morgen an einen Feldzug in entgegengeſetzter Richtung."

Ein neuer Schauer ſchüttelte Noémi, doch war er nur von kurzer Dauer. Im Grunde gab ſie ihrer Mutter recht, und da es nun eben einmal doch nicht Adalbert ſein konnte, ſo war ihr der Maler nicht unangenehmer als jeder andre. Der Gedanke, daß es unrecht ſei, ihn ſo ohne weiteres ihrer Schweſter abſpenſtig zu machen, kam ihr überhaupt nicht. Ihr Grundſatz war: Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und ſie fühlte wohl, daß ſie nur den kleinen Finger auszuſtrecken brauchte, um den Künſtler zu ihren Füßen zu ſehen.

„Ich glaube, es wäre entſchieden beſſer, Mama, du verhielteſt dich ganz ſtill und ließeſt mich allein machen," antwortete Noémi kalt.

„So könnteſt du dich alſo wirklich entſchließen," rief Vincente freudig überraſcht, „dem Maler liebenswürdig entgegenzukommen — ihm nicht mehr aus dem Weg zu gehen wie bisher?"

Noémi zuckte die Achſeln.

„Von derlei Dingen haſt du ja keinen Schimmer, Mama! Gerade je ſchlechter man die Männer behandelt, deſto mehr laufen ſie einem nach. — Iſt es nicht ſo, Fürſt?"

„Bravo!" rief der Staroſt, in lautes Lachen ausbrechend. „Die Kleine hat praktiſche Grundſätze! — Na, was würden die Damen zu einem Beſuch in Schwarzenſee ſagen? Ich würde Sie dann alle beide in meinem Schlitten abholen."

„Mein lieber Fürſt," flüſterte Vincente feuchten Blicks, „Sie ſind doch immer unſer guter Stern!" —

In tiefe Gedanken verſunken war Noémi von dem ohne Wiſſen Malwas und ihres Vaters unternommenen Beſuche in Schwarzenſee zurückgekehrt. Das alte, von dunkeln, melancholiſchen Teichen umgebene, zwiſchen Felſen und Tannenwälder

eingebettete Beſitztum, das ein Hauch gediegener Vornehmheit umgab, hatte einen nachhaltigen Eindruck auf ſie gemacht.

Es mußte entſchieden gar nicht ſo übel ſein, auf der breiten Terraſſe und in dem großen Speiſeſaal mit dem ſchweren, wappengeſchmückten Silberzeug die Schloßherrin zu ſpielen. Schon ſah ſie ſich im weißen Brautkleide ihren feierlichen Einzug unter den freudigen Hochrufen der Bauern halten, die ihr demütig Brot und Salz darreichten. Die ſpöttiſch-kühle Haltung des alten Oſtoya freilich hatte ſie ein wenig eingeſchüchtert. Ihr ahnte etwas von der hochmütigen Mißachtung, die der alte Edelmann gegen Leute von ſo kleinbürgerlicher Herkunft empfand. Sogar in dem Geſicht der alten Haushälterin hatte ſie einen Ausdruck von Feindſeligkeit geleſen.

Alſo auch hier Kampf — immer und überall Kampf! Allein dieſer Widerſtand reizte ſie nur, das ſie hartnäckig verfolgende Schickſal zu beſiegen.

Aber auch der über den unverhofften Beſuch freudig überraſchte André verhielt ſich äußerſt zurückhaltend.

„Gut ſo — er ſchmollt," ſagte ſich das kokette Mädchen, „um ſo beſſer!" Und raſch benützte ſie einen Augenblick des Alleinſeins, um ihn mit ihrem bezaubernden Lächeln zu fragen: „Wollen Sie mich nicht ein wenig auf Ihrem Beſitztum herumführen?"

Mit finſterer Miene, obwohl ihm das Herz zum Zerſpringen klopfte, folgte er ihrer Bitte. Was ſollte dieſes wechſelnde Benehmen bedeuten?

Noémi, die ſeine Kälte gar nicht zu bemerken ſchien, ſchob zutraulich ihren Arm in den ſeinigen und fragte dann plötzlich in einſchmeichelndem Tone: „Sind Sie mir böſe?"

Halb verwirrt, halb widerwillig und doch ſchon halb bezwungen vom Zauber ihrer Perſönlichkeit, ſtammelte er ein Nein.

„Nun, dann alſo laufen wir einmal um die Wette," rief ſie ausgelaſſen, indem ſie ihn mit ſich durch Hof und Ställe zog.

Erſtaunlich raſch, wie es bei Künſtlern häufig zu geſchehen pflegt, war Andrés finſtere Stimmung ins Gegenteil umgeſchlagen, ſo daß er jetzt luſtig durch den Schnee hinter

ihr her lief und mit ihr die Füllen ſtreichelte, die ihnen das Salz aus den Händen fraßen.

Vollauf befriedigt im Bewußtſein der ungeheueren Macht, die ſie auf ihn ausübte, ſagte ſie kurz vor der Abfahrt zu André: „Werden Sie nicht bald einmal nach Nowy kommen?“

Seine Stirne hatte ſich jedoch von neuem umwölkt.

„Ich werde nicht verſäumen, Ihnen ſowohl als Fräulein Malwa meine Aufwartung zu machen.“

Mißmutig das Mündchen verziehend, antwortete ſie: „Halbheiten ſind mir verhaßt!“

Siebzehntes Kapitel.

Ein heiteres Liedchen auf den Lippen, bügelte Malwa eifrig in der drückenden Hitze der mit Wäſche überfüllten Küche, während die grünſchillernden Augen einer mageren ſchwarzen Katze jede ihrer Bewegungen verfolgten. „Wie hübſch das Herzchen heute abend mit dem großen Spitzenkragen auf der ſchwarzen Samttaille ausſehen wird!“

In dieſem Augenblick wurde die Türe halb geöffnet, und eine jugendliche Stimme erſcholl: „Vergiß ja nicht, die Seidenrüſche an meinen Rock zu nähen!“

„Nein, nein, mein Liebling, es wird alles in Ordnung ſein!“

„Malwa,“ rief jetzt eine ſchärfere Stimme, „haſt du auch an die Hemden deines Vaters gedacht? Sie ſind alle zerriſſen, und er braucht heute abend durchaus eines.“

„Beruhige dich, Mama, ich werde ſchon dafür ſorgen. Sobald ich hier fertig bin und den Kuchenteig geknetet habe, will ich mich daran machen.“

Dabei lächelte ſie glücklich trotz der vielen Arbeit. Waren doch die ſchweren Wolken angeſichts der Zurückhaltung, die ihre Schweſter André gegenüber an den Tag legte, jetzt vollſtändig verflogen, umſomehr, als André in ſeinen Freundſchaftsbezeigungen für ſie nicht nachgelaſſen hatte. Ungetrübte Freude erfüllte ihr Herz, und ohne Zukunftspläne zu ſchmieden, überließ ſie ſich ganz der Wonne der Gegenwart. Auch billigte ſie vollkommen die Bemühungen ihrer Stiefmutter, das arme

Kind, deſſen Herzenswunde gewiß noch ſchmerzlich blutete, ſoviel als möglich zu zerſtreuen. Außerdem ſchien Noémis Anweſenheit nach und nach eine förmliche Umwälzung in der Geſelligkeit der Umgegend hervorzurufen, denn ein kleiner Edelhof um den andern öffnete ſeine gaſtlichen Pforten zu einem beſcheidenen Tanzfeſt. Gewiß kam bald der Tag, wo Noémi den Tröſter, den ſo ſehnlichſt herbeigewünſchten Gatten, finden würde.

Ein heftiges Niederwerfen von Reiſigbündeln ließ ſich jetzt in der Küche vernehmen, und ärgerlich vor ſich hinbrummend, erſchien Baſia. — Was ſagte das Mädchen? André ſei ſeit einer Stunde im Hauſe, und ſie habe man nicht einmal davon benachrichtigt?

„Jawohl, und Frau Teznar ſagte auch, Fräulein Malwa ſei gar zu ſehr beſchäftigt, man dürfe ſie nicht ſtören.“

Malwa brach in lautes Lachen aus.

„Da hat meine Mutter allerdings recht, ich weiß jetzt oft wirklich nicht, wo mir der Kopf ſteht.“

„Und geſtern,“ fuhr das Dienſtmädchen fort, „iſt er auch hier geweſen — und dann Montag und Donnerstag, ohne daß man das Fräulein gerufen hätte.“

Malwa erinnerte ſich in der Tat, daß ihre Stiefmutter ſie gerade an jenem Donnerstag unter irgend einem nichtigen Vorwand trotz des abſcheulichſten Wetters ans andere Ende des Städtchens geſchickt hatte, und ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen.

„Und wenn er hier iſt,“ ſchwatzte Baſia weiter, „iſt Fräulein Mika gar nicht mehr traurig, im Gegenteil, man muß es geſehen haben, mit was für ſchelmiſchen Augen ſie ihn anſchaut und wie ſie um ihn herumſchwänzelt. Und erſt die Gnädige, na, wenn die mit ihm ſpricht — da fließt es aus ihrem Munde anſtatt Eſſig wie Honigſeim.“

„Pfui, Baſia, du biſt boshaft, du weißt doch, daß ich Klatſchgeſchichten nicht leiden kann.“

„Ich bin gar nicht boshaft, aber es ärgert mich, mit anſehen zu müſſen, wie man Fräulein Malwa als Dienerin behandelt und ſich hinter ihrem Rücken über ſie luſtig macht. — Und das alles erſt, ſeitdem Panna Mika nach Schwarzenſee gefahren iſt.“

„Unſinn, Baſia, meine Schweſter iſt niemals dort geweſen.“

„Na, ſo etwas! Und iſt das vielleicht auch nicht wahr, was der Kutſcher des Staroſt mir erzählt hat, daß er vor zehn Tagen die Gnädige und Fräulein Noémi mit ſeinem Herrn nach Schwarzenſee gefahren habe, daß Herr André Fräulein Noémi ſogar überall herumgeführt, ihr die Ställe und alles gezeigt habe und daß die beiden wie zwei richtige Ziegenböcke zwiſchen den Füllen herumgeſprungen ſeien?“

Stumm, mit ſtockendem Atem ſtand Malwa da. Das Bügeleiſen hielt ſie wie erſtarrt in die Höhe, während die Eiferſucht allmählich ihre Krallen ums Herz des tapferen Mädchens legte. Als das ſie belauernde Kätzchen herankam und ſich an ihr feſtkrallte, ſtieß ſie es rauh zurück. Doch ſofort ſchlug ihr Gewiſſen. Sie bückte ſich, hob das Kätzchen auf und ſtreichelte es. „Armes Tierchen! Ich werde doch nicht boshaft werden! Im Glück iſt es freilich leicht, liebevoll zu ſein.“ Dann fügte ſie, von dem ihr innewohnenden Gefühl der Ehrenhaftigkeit beherrſcht, hinzu: „Pfui, wie konnte ich mich von dem Geſchwätz dieſes Mädchens beeinfluſſen laſſen — es iſt eine Kränkung für meine Lieben! Wer weiß, vielleicht hat dieſe anſcheinende Heimlichtuerei einen beſonderen Grund — eine Überraſchung — Mikas Bild zum Beiſpiel —“

Weitere acht Tage verfloſſen — zwei-, dreimal kam André. Malwa aber wurde jedesmal ferngehalten.

Von der Küche aus beobachtete ſie zitternden Herzens, was im Salon vor ſich ging. Endlich fragte ſie, unfähig ſich länger zu beherrſchen, eine junge Slowakin, die während des Vormittags im Hühnerhof beſchäftigt geweſen war: „Sage mir, Hania, hat Herr Oſtoya vorhin beim Kommen nicht nach mir gefragt?“

„O doch, Fräulein Malwa, allein Frau Teznar ſagte, Sie ſeien ausgegangen.“

Tiefe Bläſſe überzog Malwas Geſicht bei dieſer offenbaren Lüge. Ihre Augen ſchloſſen ſich und kraftlos ſank ſie auf einen Stuhl nieder.

„Jeſus, Maria, Fräulein Malwa, fühlen Sie ſich unwohl?“

„Nein, nein,“ antwortete ſie der ſeit einigen Monaten

verheirateten kleinen Bäuerin, derſelben, die ſie und André zur Kirſchenzeit in trautem Zuſammenſein belauſcht hatte, „ich bin nur müde, es war ein wenig viel Arbeit für mich in letzter Zeit. Willſt du den Tag vollends hier bleiben und dann hier eſſen? Ich werde dich aus meiner Taſche bezahlen.“

Die junge Frau ſchüttelte den Kopf.

„Es tut mir ſehr leid, Fräulein Malwa, aber Janek iſt ſo eigen. Wenn ich auch ſage: ich bringe dann doppelt ſoviel Geld mit — die Suppe findeſt du auf der Aſche warmgeſtellt — ſo antwortet er: lieber eſſe ich nichts, als daß ich darauf verzichte, dich bei meiner Mahlzeit gegenüber zu haben.“

„Dann geh nur, geh, mein Kind,“ ſagte Malwa gerührt, „folge nur deinem Mann und mach ihn glücklich.“

Mit tränenumflortem Lächeln ſah ſie der jungen Slowakin nach. O, wie beneidenswert waren doch dieſe einfachen Menſchen, die das ſelige Glück des Beiſammenſeins ſchnödem Gewinn vorzogen! Für ſie aber, das fühlte ſie wohl, gab es auf dieſer Erde kein Glück und keine Freude mehr!

Sie gehörte gewiß nicht zu denjenigen, die ſich einbilden, ein Recht auf irdiſches Glück zu haben, allein in den geheimen Umtrieben ihrer Stiefmutter lag ſo viel Niederträchtigkeit, daß es ihr förmlich das Herz zerriß. Wer hatte denn André damals angelockt und feſtgehalten, als ſie ſich im Bewußtſein ihrer Unwürdigkeit noch gegen ihr aufkeimendes Gefühl für ihn geſträubt? Jetzt war es zu ſpät — ſie liebte ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele.

Aber auch der Hilfsrichter war aufs höchſte betroffen. Warum fand er beim Nachhauſekommen jetzt immer André mit Noémi allein? Und ſogar bei den kleinen Abendgeſellſchaften, zu denen ihn ſeine Frau hin und wieder mitſchleppte, bemerkte er voll Erſtaunen die Aufmerkſamkeiten des Malers für ſeine jüngere Tochter, während die ältere ſtets unter irgend einem Vorwand zu Hauſe blieb.

„Was ſoll das heißen?“ fragte er ſich voll Sorge. „André wird doch meine Tochter nicht ſitzen laſſen? Das wäre noch ſchöner!“

Soeben war der Schlitten des Malers wieder an ihm vorübergefahren, und erregt trat er ins Zimmer, ohne ſich

vorher die Mühe zu nehmen, seinen beschneiten Pelzmantel abzulegen.

„Was hat dies alles zu bedeuten?“ donnerte er seine Frau an. „Wem macht Ostoya nun eigentlich den Hof, Noémi oder Malwa?“

Mutter und Tochter sahen sich an.

„So frage ihn doch selbst, mein Lieber,“ antwortete Vincente kalt. „Ich bin nicht Herrn Ostoyas Vertraute.“

Nun aber wurde der gute Mann erst recht zornig. Er klagte seine Frau der Falschheit an, nannte Noémi eine freche Kokette und eine unnatürliche Schwester.

„Hast du uns nun bald genug die Ohren vollgeschrieen?“ unterbrach ihn seine Frau. „Glaubst du, Ostoya sei ein Kind? Mir scheint im Gegenteil, daß er sehr gut weiß, was er will. Kann ich vielleicht etwas dafür, wenn ihm die Gesellschaft meiner Tochter lieber ist, als die der deinigen.“

„O,“ rief der Hilfsrichter außer sich, „ich hätte allerdings längst auf eure Umtriebe gefaßt sein sollen.“

„Du betrachtest Herrn Ostoya wohl schon ganz als dein unbestrittenes Eigentum? Und doch hat er dich, soviel ich weiß, noch nicht um die Hand deiner geliebten Malwa gebeten.“

„Nein, aber ich behaupte, daß er moralisch an sie gebunden ist.“

Noémi lachte auf.

„Da sieh mal einer die Duckmäuserin an,“ sagte sie. „Nicht ein Wort hat sie mir von der ganzen Geschichte gestanden.“

In diesem Augenblick erschien mit todesblassem, schmerzdurchzucktem Gesicht die ältere Schwester auf der Schwelle. O, welch ein schmachvoller, empörender Streit! Und was war der Gegenstand, um den sie sich auf so erniedrigende Weise zankten? Ein Mann! Die Schamröte stieg ihr bis unter die Haarwurzeln, und erhobenen Hauptes, die wilden Schläge ihres Herzens bekämpfend, trat sie näher.

„Ruhe!“ rief sie. „O, ich schäme mich für euch!“ Hierauf wandte sie sich an ihren Vater: „Meine Mutter hat recht! Zwischen Herrn Ostoya und mir haben niemals andere als freundschaftliche Beziehungen bestanden. Er hat mir keinerlei Versprechen gegeben.“

„Aber Kind, Kind," rief der Hilfsrichter ſtöhnend, „letzten Sommer auf dem Ball — und dann hier, während er dein Bild malte?"

„Ich habe die Wahrheit geſprochen. Begreift ihr denn nicht, daß zwiſchen einem Mann und einer Frau auch eine ſelbſtloſe Freundſchaft beſtehen kann?"

Verzweifelt hob der Hilfsrichter die Arme in die Höhe.

„Weiß Gott, ich glaube, ſie ſind alle drei verrückt!"

„Na, Malwa iſt wenigſtens vernünftig," ſagte Frau Teznar. „Sie kann bezeugen, daß ich alles getan habe, um dieſe Heirat zu ſtande zu bringen. Aber, zum Kuckuck, zwingen kann man die Leute doch nicht!"

„Nein, zwingen kann man die Leute nicht," wiederholte Noémi, indem ſie ſich im Kreiſe herumdrehte und dann übermütig hinzufügte: „Oſtoya behauptet, daß mir die Friſur à la directoire entzückend ſtehen müſſe. Willſt du ſie mir nicht einmal probieren, Malwa?"

Inzwiſchen ſauſte André, das Herz voll überſchwenglicher Freude, auf der weißen Landſtraße dahin.

War es nicht geſtern erſt geweſen, daß Noémi mit der ihr eigenen ſchelmiſchen Anmut plötzlich den Schildpattkamm aus ihren üppigen Haaren gezogen, die Haarſträhne raſch in die Höhe genommen und die Stirne mit einem ſchmalen Goldſtreifen umwunden hatte, ſo daß ſie einem jener wunderbaren Frauenköpfe der italieniſchen Renaiſſance glich, deren purpurne Lippen und rätſelhaftes Lächeln einen ſo eigentümlichen Gegenſatz zu dem ſchmachtenden Blick der großen Augen bilden?

Wie kam es aber nur, daß in dieſem rätſelhaften Blick manchmal etwas wie heimlicher Schmerz lag? Sollte am Ende ſchon ein Liebeskummer dieſe kaum erſchloſſene Seele vergiftet haben? Doch nein, nein, das war unmöglich, noch hatte kein Leid dieſes unſchuldige Kinderherz berührt. Gewiß litt Noémi nur unter der ärmlichen Umgebung, in die ihre Schönheit ſo gar nicht hineinpaßte, und wenn eines Tages eine treue Hand ſie in ein behagliches, glückliches Leben führte, dann würden gewiß auch die Wolken von ihrer Stirne verſchwinden.

Freudig ſchwoll Andrés Herz bei dieſem Gedanken. Gleich morgen wollte er zu ſeinem Vater gehen, ſeine runzligen Hände küſſen, ihm jenen Koſenamen, den er in ſeiner Kindheit geſtammelt hatte, zuflüſtern und ſagen: „Tatko, nun werden wir alle drei glücklich ſein. Jenes himmliſche Geſchöpf, das neulich unſre Schwelle überſchritt und unſer Haus einen Augenblick mit Sonnenſchein erfüllte, möchte ich dir als Tochter unter unſer Dach führen, damit ſie die Mutter deiner Enkel und die Freude unſres Lebens werde!“

Achtzehntes Kapitel.

Behaglich ſeinen Tſchibuk rauchend, ſaß Ambroiſe Oſtoya in ſeinem mit einer ziſelierten Silberſchnalle geſchloſſenen Pelzrock vor einer Taſſe dampfenden Tees. Fräulein Sophie, die Schweſter des Pfarrers, leiſtete ihm Geſellſchaft. In ſeiner lebhaften Weiſe ließ er ſich gegen die modernen Erfindungen, wie Eiſenbahnen, Fahrräder und dergleichen aus, die ſeiner Meinung nach immer mehr Unheil in die Welt bringen mußten.

„Anſtatt ſich über zukünftige Dinge zu ereifern,“ warf die um den Samowar beſchäftigte Haushälterin dazwiſchen, „täte der gnädige Herr auch beſſer, dem Feuer, das unter ſeinem eigenen Dach gloſtet, Einhalt zu tun.“

„Du weißt wohl, Thekla, daß mir rätſelhafte Reden verhaßt ſind. Erkläre dich deutlicher, oder laß mich in Frieden.“

„Die Sache iſt einfach die, daß, wenn der gnädige Herr nicht bald Ordnung ſchafft, ſo bringt uns Herr André über kurz oder lang die Tochter der ‚Gouvernantka‘ als Herrin ins Haus — ſo ſagt man wenigſtens in der ganzen Gegend.“

Heftig ſchlug der alte Ambroiſe mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Ich will nicht hoffen, daß du jene kleine Plaudertaſche meinſt, die neulich hier geweſen iſt und Haus und Hof gemuſtert hat?“

„Doch, eben die.“

„Meine liebe Thekla,“ warf Fräulein Sophie mit ſanfter Stimme ein, „es tut mir leid, Ihnen widerſprechen zu müſſen — allein ich glaube — es handelt ſich um die ältere der

Fräulein Teznar, ein reizendes, mit den edelſten Tugenden ausgeſtattetes Mädchen."

„Die Sache ſcheint ſich geändert zu haben," ſagte die Haushälterin in brummigem Tone.

„Zum Henker, ſo iſt alſo die ganze Gegend über die Liebesgeſchichten meines Sohnes unterrichtet, während ich nicht eine Silbe davon weiß," rief der Greis, den Stock ſchwingend. „Herr André ſoll ſofort herunterkommen — ich will Klarheit haben!"

„Während ſich der gnädige Herr in ſolcher Aufregung befinden? Davon kann keine Rede ſein — Panna Sophie ſoll ihn lieber ausfragen. — Sehen Sie, da geht er eben über den Hof."

Auf dieſe plötzliche Aufforderung nicht gefaßt, zögerte das alte Fräulein.

„Aber ſo gehen Sie doch!" donnerte der Gutsbeſitzer ſie an, „wenn Sie nicht wollen, daß ich verrückt werde," worauf ſie wie ein Pfeil davonſchoß.

* * *

„Malwa?" murmelte André, als erwache er aus einem Traume. „Noémi wollten Sie wohl ſagen?"

„Mein lieber André, haben Sie denn die Aufmerkſamkeiten, mit denen Sie das arme Mädchen überhäuften, das Bild, das Sie von ihr malten, ganz vergeſſen? Das alles bildet doch eine gewiſſe Verpflichtung — ſo glaubten wir wenigſtens."

Erregt faßte er mit beiden Händen an den Kopf. Malwa, ſeine treue Freundin, dieſes herzensgute, aufopferungsfähige Geſchöpf! — Ihr ſollte er eine Enttäuſchung, vielleicht ſogar Kummer bereitet haben? So raſch als möglich mußte er zu ihr eilen, ſie ſehen, mit ihr ſprechen, in ihren Augen leſen, die niemals logen, und dann — lieber wollte er fliehen, als ſie betrüben — fliehen ſo weit als möglich und auf beide verzichten.

„Ja, ja, Sie haben recht," ſchrie er auf, in ſeinen Schlitten ſpringend, „vor allem zu Malwa!"

„André! Lieber Herr André! — ſo erklären Sie doch —"

rief ihm das alte Fräulein ſtöhnend nach, allein ſchon war er außer Hörweite.

„Na, was iſt jetzt?“ fragte der Greis mit erhobenen Armen, als er ihr verſtörtes Geſicht ſah.

„Es — wird wohl — die Ältere ſein,“ ſtammelte ſie, „— falls es nicht doch am Ende die Jüngere iſt.“

„Donner und Doria!“ ſchrie der alte Oſtoya. „Da ſoll der Teufel daraus klug werden,“ und ſein Stock ſauſte mit ſolcher Wucht auf den Tiſch hernieder, daß Taſſen und Teekannen in Scherben ſprangen. —

Mit hohen Stulpenſtiefeln und in ihren Serdak aus Schafpelz eingemummt, ging Malwa eiligen Schrittes den in der Sonne funkelnden ſchneebedeckten Abhang hinab, während helles Glockengeläute durch die reine Winterluft klang. Sie kam aus einem fernabliegenden Bauernhaus, wo ſie einigen Kindern, deren Eltern ſich nur wenig um ſie kümmern konnten, Unterricht in der bibliſchen Geſchichte gegeben hatte. Noch ſah ſie die großen blauen Kinderaugen vor ſich, wie ſie voll Aufmerkſamkeit die Worte von ihren Lippen laſen.

„Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt! — Mehr als dich ſelbſt,“ hatte ſie hinzugefügt, das heilige Gebot noch überbietend. „Ja, mehr als dich ſelbſt,“ wiederholte ſie jetzt ſchmerzlich, indem ſie ihre Schritte in der Richtung nach Hanias Häuschen beſchleunigte, denn es hieß, die junge Slowakin ſei ſchwer erkrankt.

In dieſem Augenblick tauchte Andrés Schlitten an der Straßenbiegung auf, und Todesbläſſe bedeckte plötzlich Malwas Geſicht, während die Füße ihr den Dienſt zu verſagen drohten. Doch die Angſt, er möchte einen Blick in ihr Herz tun, gab ihr ſofort wieder ihren ganzen Mut zurück, ſo daß ſie ihm faſt lächelnd entgegentreten konnte.

Er aber ſchien erregt — verlegen.

„Liebe Malwa,“ begann er, „in den Bergen alſo muß man Sie ſuchen, wenn man Sie ſehen will, denn bei Ihnen zu Hauſe trifft man Sie ja jetzt niemals mehr!“

„Was ſchadet das?“ antwortete ſie in heiterem Tone. „Noémi iſt ja ſtatt meiner da. Darüber werden Sie ſich doch ſicherlich nicht beklagen!“

Das Blut ſtieg ihm ins Geſicht, und forſchend ſah er ihr in die Augen, ob nicht doch vielleicht im tiefſten Grunde dieſer klaren Sterne ein leiſer Vorwurf zu entdecken ſei.

Sie aber hielt mutig ſeinen Blick aus, ſo daß nicht er ihre Gefühle erriet, ſondern im Gegenteil ſie in ſeiner Seele las. Deutlich ſah ſie die angſtvolle Frage, ob er ſie wohl getäuſcht — betrogen habe, ob ſie gewiſſe Aufmerkſamkeiten, gewiſſe unvorſichtige Worte, die ihm eines Abends entſchlüpft waren, für ernſt genommen habe! Ha, wie ſich da ihr Stolz aufbäumte! Alles, nur nicht ſein Mitleid!

„So kränkt es Sie alſo nicht," ſtammelte er ſchüchtern, „daß ich Ihre Mika liebe?"

Nun war es geſprochen, das verhängnisvolle, entſcheidende Wort; er hatte ſich nicht länger zu beherrſchen vermocht.

„Ich liebe Noémi, als wäre Sie mein eigenes Kind — meine Schweſter und Sie beide ſind mir die liebſten Menſchen auf der Welt."

Stürmiſch faßte er nach ihren Händen und führte ſie an die Lippen. Aber ſchon war er wieder ganz vom Gedanken an Noémi erfüllt.

„So würden Sie alſo, falls ſie mit ihrem Jawort zögerte, Ihren Einfluß zu meinen Gunſten geltend machen?" fügte er mit dem rückſichtsloſen Egoismus des verliebten Mannes hinzu.

„Ich verſpreche es Ihnen," antwortete ſie in ſanftem Tone.

Nun aber war ſie am Rande ihrer Kräfte angelangt. Man forderte wirklich Übermenſchliches von ihr!

„Adieu," ſagte ſie, „ich gehe zu Hania — zu der kleinen Slowakin — Sie erinnern ſich vielleicht — ſie iſt ſehr krank."

Und während ſie ſich die Hand zum Abſchied reichten, tauchte plötzlich jener heiße Julimorgen, wo ſie ſo fröhlich zuſammen Kirſchen gegeſſen hatten, wieder vor ihnen auf, und ein Gefühl der Wehmut durchzog beider Herzen.

„Ach, mein armes, zertrümmertes Glück!" flüſterte Malwa ſeufzend, während ſie, beide Hände ans ſchmerzlich zuckende Herz gepreßt, die Anhöhe hinaufſtieg.

Endlich war das Häuschen erreicht, allein die ringsum herrſchende Totenſtille und die im Innern der Hütte flackernden Flämmchen verkündigten nichts Gutes. Erſchrocken trat

Malwa ein und sah auf glänzend weißem Kissen Hanias im Tode erblaßtes Gesicht, während Janek stumm und wie erstarrt mit stieren Augen zu Füßen der Bahre stand.

Bei diesem Anblick wurde Malwas Brust von einem leidenschaftlichen Schluchzen erschüttert, und lange, lange weinte sie um Hania und den armen Janek, der sich von nun an einsam zu seinen täglichen Mahlzeiten niedersetzen mußte.

Dann aber flossen ihre Tränen auch über sich selbst und über die Härte des menschlichen Lebens. So gab es also wirklich keine Gerechtigkeit auf dieser Erde, da diese beiden guten, unschuldsvollen Menschen, die sich so warm und treu liebten, unbarmherzig auseinandergerissen wurden.

Als sie aber dann das ruhige, friedliche Gesicht der Toten betrachtete, fühlte sie, zum drittenmal in ihrem Leben, etwas wie Neid in ihrem Herzen aufsteigen dieser Hania gegenüber, die zu ihren Lebzeiten so heiß geliebt worden war und nun nach ihrem Tode so tief betrauert und vermißt wurde.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn Frau Teznar Gesellschaft gab, so begann sie ihre Vorbereitungen damit, daß sie sich ohne Wissen des Hilfsrichters durch dessen Klienten, meist arme Teufel — unter Vorspiegelung einer Fürsprache ihrerseits — mit Butter, Hühnern und Mehl schmieren ließ. Da aber auch ihre Möbel und ihr Geschirr für solche Feste nicht ausreichten, so zog sie das halbe Städtchen in Mitleidenschaft.

„Geh rasch in die Branntweinbrennerei hinüber, Basia, und bitte die Jüdin, mir vier Dutzend Teller zu leihen, dann hole bei der Oberrichterin die zehn Stühle, die sie uns versprochen hat. — Der Pfarrer leiht uns Messer und Gabeln, der Postmeister Leuchter und Servietten."

Betten, Truhen und Kommoden waren zum großen Verdruß des Hilfsrichters, der weder Kragen noch Krawatten mehr zu finden vermochte, auf den Boden gebracht worden.

Endlich war alles bereit. Frau Teznar stand auf einem Stuhl und zündete die Armleuchter an, während die in ihrem

roſa Kleide allerliebſt ausſehende Noémi prüfend den Tiſch im Eßzimmer betrachtete und beim Anblick der ſchadhaften Teller und ungleichen Gläſer in Rufe des Entſetzens ausbrach.

„Still, mein Liebling, ich bitte dich, die Gäſte kommen!“

Dunkelrot vor Erregung ſtürzte Frau Teznar ſich auf die Ankömmlinge, die mindeſtens ebenſo zuſammengewürfelt ausſahen, als das Geſchirr auf dem Eßtiſch.

„Ah, da kommt Herr André — und auch Sie, mein lieber Fürſt!“

In den kleinen Orten der Karpathen ſpielen die Karten bei ſolchen Abendgeſellſchaften die Hauptrolle, erſt ſpäter wird das Souper eingenommen. Frau Teznar bot zudem noch muſikaliſche Genüſſe, die man übrigens nur wenig würdigte. Nun ſetzte man ſich zu Tiſch, wo ſich die Unterhaltung meiſt um lokale Dinge drehte. André ſaß den beiden reizenden Schweſtern gegenüber, deren Ähnlichkeit er auf dieſe Weiſe ſo recht vergleichen konnte. Und ſo wie er früher in Malwa den Abglanz der Schönheit ihrer Schweſter gefunden hatte, ſo wollte er jetzt durchaus Malwas Seele auch in Noémi entdecken.

„Ich hörte neulich,“ ſagte die laute Stimme eines kleinen Gutsbeſitzers, „daß Graf Adalbert Staniecki das zwiſchen dem Rotkloſter und Yaworina gelegene Gebiet käuflich erwerben wolle. — Es ſcheint ein Wahlmanöver zu ſein.“

Noémi horchte auf, und eine leiſe Hoffnung regte ſich in ihrem Herzen.

„Sagen Sie lieber, ein Heiratsmanöver,“ fiel ein penſionierter öſterreichiſcher Oberſt ein. „Die in Frage ſtehenden Wälder gehören nämlich dem Grafen Nagy-Varad, Legationsſekretär bei der Geſandtſchaft in Paris, deſſen Tochter Graf Adalbert dieſen Winter in Nizza eifrig den Hof gemacht hat. Ich befand mich zu dieſer Zeit ebenfalls dort und ſah ſie täglich beiſammen. Auch die Gräfin ſcheint ſehr für dieſe Heirat eingenommen zu ſein.“

Noémis Geſicht war todesblaß geworden. Sie glaubte erſticken zu müſſen, und glühende Eiferſucht tobte in ihrem Herzen. Da die Damen ſich gerade erhoben, ſo benützte ſie das allgemeine Durcheinander, um in das in ein Boudoir

verwandelte Schlafzimmer zu ſtürzen, wo ſie ſich auf ein Sofa warf, in deſſen Kiſſen ſie ihr krampfhaftes Schluchzen zu erſticken ſuchte. Schließlich aber kam es ihr doch zum Bewußtſein, daß ihre Abweſenheit auffallen könnte, und ſo erhob ſie ſich, trocknete ihre Tränen und war im Begriff, die Türſchwelle zu überſchreiten, als André ihr entgegentrat.

„Fühlen Sie ſich unwohl?“ murmelte er, erſchreckt durch ihre Bläſſe, indem er ſie in das kleine, nur notdürftig erleuchtete Zimmer zurückführte.

„Nein, nein, es iſt nur die Hitze!“

„Wie glücklich bin ich, einen Augenblick mit Ihnen allein zu ſein. — Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen!“

„Wirklich?“

Sie befand ſich in einer ſolch fieberhaften Erregung, die ſich durch den Gedanken, er könnte ſich dieſen Abend vielleicht erklären, noch ſteigerte, ſo daß ſie kaum wußte, was ſie ſprach.

„Ich liebe Sie, Noémi — ſeit jenem Tag, wo Sie im Kamaldolenſerwald vor mir erſchienen ſind.“

Ja, dieſer Wald! Wie deutlich ſtand er vor ihr, denn Adalbert war damals in ihrer Begleitung geweſen und hatte ſie mit ſeinen heißen Liebesbeteuerungen verfolgt. Ach, wie weit zurück lag jene ſelige Zeit!

„Ich liebe Sie, Noémi,“ wiederholte André. „O, verzeihen Sie, wenn ich nicht die rechten Worte finde! Ich bin nur ein Künſtler, der ſich von ſeinem Herzen leiten läßt und die ſchönen Redensarten der großen Welt nicht kennt. Schlicht und einfach nur kann ich das ausſprechen, was mein Herz erfüllt, ſeit ich Sie zum erſtenmal geſehen habe.“

Sie hatte den Kopf ſinken laſſen, er aber zog ſie ſanft zu ſich heran.

„Manchmal,“ fuhr er fort, „bemerke ich eine Wolke auf Ihrer Stirne, und voll Angſt frage ich mich, ob nicht ein Stückchen von Ihrem Herzen in jener vornehmen Welt, in der Sie gelebt haben, zurückgeblieben iſt. Und bei dieſem Gedanken — da iſt mir, als müſſe ich wahnſinnig werden. Wenn ich mir ſagen müßte, daß Sie ſchon vor mir einen andern geliebt hätten — ihn vielleicht noch liebten — weiß

Gott, trotz meiner tollen Leidenſchaft für Sie — lieber würde ich Sie für immer fliehen.“

Ein Schauder durchlief Noémis Körper, dann aber ſagte ſie, ihr tief errötetes Antlitz dem Schatten zuwendend: „Mein Herz iſt frei, ich habe es niemand geſchenkt.“

„O Dank, tauſend Dank für das Glück dieſer Verſicherung! Ich bin ſo eiferſüchtig auf Ihre Vergangenheit und auf all die unbekannten Menſchen, die Sie bewundert, vielleicht geliebt haben!“

„Sie waren mir alle vollkommen gleichgültig,“ warf ſie mit leiſer Stimme dazwiſchen.

„Und ich?“ fragte er bebend.

Einen Augenblick zögerte ſie, dann aber ſagte ſie entſchloſſen und mit trotzig aufblitzenden Augen: „Bei — bei Ihnen iſt es etwas andres.“

„So wollen Sie mich alſo wirklich zu Ihrem Lebensgefährten annehmen?“ ſtammelte er in tiefſter Bewegung. „Mein Leben, meine Kunſt, mein Vermögen, ich darf es zu Ihren Füßen niederlegen? Ich bin wirklich der Erwählte, der Beglückte, der einzig Geliebte?“

„Der Erwählte, der einzig Geliebte,“ wollte ſie wiederholen, allein die Worte blieben ihr in der Kehle ſtecken, und haſtig, als verſuche ſie zu entfliehen, erhob ſie ſich.

„Wie, kein Wort der Hoffnung?“

Da ging ſie langſam zu ihm zurück, und ohne Malwa zu ſehen, die hinter ihr her kam, um die Kerzen anzuzünden, legte ſie ihre zitternde Hand in die ſeinige.

„Kommen Sie morgen und ſprechen Sie mit meinem Vater.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Im Bibliothekzimmer des alten Herrenhauſes ſaß Ambroiſe Oſtoya in ſeinem pelzverbrämten Hausrock. Um ihn her reihten ſich die verſtaubten Werke der berühmteſten polniſchen Schriftſteller, die Wände waren mit alten, koſtbaren Teppichen und einigen mit Edelſteinen eingelegten krummen Säbeln geſchmückt,

die von den früheren Kriegen mit den Türken und Tataren erzählten. Dem alten Edelmanne gegenüber ſtand ſein Sohn.

„So willſt du alſo wirklich," murmelte der Greis in traurigem Tone, „jenes eitle, leichtfertige Mädchen in unſre ſtolze, ehrenwerte Familie bringen?"

Andrés Augen flammten, nur mühſam bezähmte er ſich.

„Vater!" ſtieß er ſtöhnend hervor.

„Still! Suche dich zu beherrſchen und bedenke, wie viel es mich ſelbſt koſtet, ruhig zu bleiben. Wie ich dir ſchon ſagte, habe ich als Gattin für dich ein einfaches Mädchen aus einer unſrer kleinen Adelsfamilien gewünſcht, die mit dem unſern Polinnen eigenen Liebreiz die Tugenden einer guten Hausfrau verbände. Läßt ſich aber ein Mann, der in den Stand der Ehe treten will, bei der Wahl einer Lebensgefährtin von einer Laune, einer Künſtlergrille leiten, ſo iſt er ein Narr oder ein Kind. Zu einem ſolchen Manne möchte ich ſagen: Warte, bis dein Verſtand gereift iſt!"

„Warten! Ich bin dreißig Jahre und Herr meiner Vernunft. Das Mädchen, das ich mir erwählt habe, verwirklicht nicht nur das Ideal meiner Künſtlerphantaſie, ſondern iſt auch ein liebenswürdiges, mit Verſtand begabtes Weſen, das ſich bald alle häuslichen Tugenden aneignen wird, die du, lieber Vater, ſo hoch preiſeſt. Mein Entſchluß, ſie zu heiraten, ſteht feſt."

„Du biſt dein eigener Herr, aber wiſſe, daß der Schmerz, den du mir dadurch bereiteſt, zu den bitterſten gehört, die ich in meinem Leben erfahren habe, denn du verwundeſt dadurch nicht nur mein Herz, ſondern auch meinen Stolz. Rechne alſo nicht darauf, daß ich den Brautwerber für dich mache. Auch werde ich deiner Hochzeit nicht anwohnen, denn eine Handlung, die ich in meinem Herzen mißbillige, kann ich unmöglich durch meine Gegenwart gutheißen. Biſt du aber einmal verheiratet, ſo habe ich nichts dagegen, daß du mit deiner Frau hier wohnſt. Ich werde ihr mit all der Rückſicht begegnen, die derjenigen gebührt, die unſern Namen trägt."

„Da du es unter deiner Würde hältſt, der Trauung anzuwohnen, und du dich nicht ſcheuſt, mir eine ſolche öffentliche Kränkung anzutun, kann ich auch meine Gattin nicht unter

dein Dach führen. Ich werde alſo ſo lange ein Landhaus mieten, bis das kleine Pachtgut, das ich von meiner Mutter geerbt habe, in Stand geſetzt iſt.“ —

André war außer ſich. „Was werden wohl Noémi und ihre Eltern dazu ſagen?“ Da es ihm jedoch unmöglich war, den Entſchluß ſeines Vaters den Teznars ſelbſt anzuzeigen, ſo betraute er den Staroſt damit.

Dieſe Nachricht rief natürlich große Beſtürzung in der Familie hervor.

„Man muß ſeinen Antrag ablehnen!“ ſchrie der Hilfsrichter.

„Meine Tochter auf einem elenden Pachthof!“ jammerte Frau Vincente.

Der Fürſt aber trat verſöhnend dazwiſchen.

„Na, na, Ruhe! Nur nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten. Die Hauptſache iſt, daß geheiratet wird, das andre findet ſich dann von ſelbſt. Aber was ſagt denn Fräulein Noémi, die Hauptbeteiligte, dazu?“

Das junge Mädchen hatte den Mund noch nicht geöffnet. Mit blaſſem Geſicht wohnte ſie der Verhandlung bei, ohne daß auch nur ein Muskel ihres Geſichts verraten hätte, was in ihrer Seele vor ſich ging.

Endlich ſagte ſie mit großer Ruhe: „Ich habe Herrn Oſtoya mein Wort gegeben und werde es nicht zurücknehmen.“

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Tatra-Füred iſt ein reizender, am ſüdungariſchen Abhang der Karpathen gelegener Badeort und zugleich der Ausgangspunkt für die maleriſchen Ausflüge ins Gebirge.

Vor einem hübſchen Gaſthof, um deſſen Balkon ſich wilde Klematis rankten, hielt ein Wagen mit weißer Plane, aus dem eine lebhafte alte Dame, auf den Arm ihres Doktors, eines roſigen, wohlbeleibten jungen Mannes, geſtützt, herausſchlüpfte.

„Hier, Frau Marſchallin. Es geht zehn Stufen hinauf.“

Ein mit Gepäck beladener Kammerdiener folgte.

„Tragen Sie alles auf mein Zimmer und erkundigen Sie ſich, ob Graf Adalbert ſchon angekommen iſt!“ ſagte die alte Dame, indem ſie ſich auf der von Touriſten überfüllten Terraſſe an einem kleinen Tiſche niederließ. Dann beſtellte ſie ein aus verſchiedenen, ziemlich ſchwer verdaulichen Nationalgerichten beſtehendes Diner, das ſie trotz der eifrigen Einſprache des Doktors mit größtem Appetit verzehrte.

Strahlender Sonnenſchein lag jetzt auf dem Hochplateau, wo ſich der kleine Badeort befand, und beleuchtete ein reizendes buntes Bild. Touriſten in den verſchiedenſten Aufzügen, die Hüte mit Edelweiß geſchmückt, kamen von ihren Bergpartieen zurück, unter ihnen die ſtolzen Geſtalten der Gebirgsbewohner in ihren himmelblauen Weſten und weißen Tuchjacken. Dazwiſchen ſah man eine Geſellſchaft Bosnier, die ihre Bären vor einer Anzahl deutſcher Bauern und Bäuerinnen, die in ihrer Nationaltracht erſchienen waren, tanzen ließen.

„Man könnte ſich wahrhaftig in die Opéra comique in Paris verſetzt glauben!“ rief die Marſchallin, die an die Baluſtrade getreten war, entzückt aus. „Wie wäre es, wenn wir uns den Kaffee hieher bringen ließen?“

In dieſem Augenblick wurde ſo heftig mit einem Stock auf den Fußboden geſtoßen, daß die Marſchallin erſchrocken zuſammenfuhr.

Ein alter Herr mit blaurotem Geſicht und mächtigem weißem Schnurrbart hatte einen Kellner ſoeben heftig zurechtgewieſen, weil er auf die in polniſcher Sprache an ihn gerichtete Beſtellung auf Deutſch geantwortet hatte.

„Das laſſe ich mir gefallen,“ dachte ſie, „das iſt der Typus eines Gutsbeſitzers nach meinem Geſchmack!“ Und ohne ſich weiter zu beſinnen, ließ ſie ihr Tiſchchen neben das des alten Herrn bringen.

Zwei Minuten ſpäter plauderte ſie bereits in tollſtem Durcheinander mit ihm, als ob ſie ihn von jeher gekannt hätte.

„Sie ſind alſo, wie mir ſcheint, ein wütender Patriot. Ich aber habe mir im Gegenteil dieſen kleinen ungariſchen Badeort nur deshalb ausgeſucht, um meinen lieben Landsleuten einmal ein bißchen aus dem Wege zu gehen.“

„So, ſo,“ antwortete der Gutsbeſitzer in ſpöttiſchem

Tone, „und als Bekräftigung Ihres Glaubensbekenntniſſes laſſen Sie ſich vom erſten beſten Landsmann, der Ihnen in den Weg kommt, ſo unwiderſtehlich anziehen, daß Sie ihm die Ehre Ihrer Geſellſchaft erweiſen. Doch das entſpricht ja nur der Logik Ihres Geſchlechts. Was nun aber mich anbelangt, ſo habe ich die polniſche Grenze nur höchſt ungern überſchritten, und ſobald die Angelegenheit, die mich hieher führte, abgewickelt iſt, gedenke ich ſofort wieder nach Hauſe zurückzukehren."

Die flatterhafte Marſchallin aber hörte ihm ſchon nicht mehr zu. Über die Brüſtung der Terraſſe gebeugt, unterhielt ſie ſich damit, einer Schar hübſcher Bauernkinder kleine Geldmünzen hinunterzuwerfen.

„Na, da ſind Sie ja auf dem beſten Wege, das Volk zu verderben," grollte der Greis. „Ach, und was für eine ſtolze Raſſe dieſe Gebirgsbewohner einſt waren, die fernab von der übrigen Welt in ihren Bergen hauſten! Kaum aber war der Städter bei ihnen eingezogen, ſo begann er langſam aber ſyſtematiſch ſein demoraliſierendes Werk. — Jetzt ſchämen auch ſie ſich nicht mehr, einen auf unwürdige Weiſe verdienten Lohn hinzunehmen."

„Sie ſcheinen mir ganz zu vergeſſen," erwiderte die alte Dame, in ihr hohes, zirpendes Lachen ausbrechend, „daß alle dieſe guten Leute hier die Enkel und Urenkel von Räubern ſind."

„Das iſt ja aber gerade ihr Ruhm, gnädige Frau!" rief der alte Edelmann in heftiger Erregung. „Allerdings waren ihre Vorfahren Räuber, aber großmütige, ritterliche Räuber, die bei ihren Unternehmungen das Leben aufs Spiel ſetzten, während die abgefeimten Diebe, die heutzutage um uns her überhandnehmen, höchſtens Gefahr laufen, ein paar Monate ins Gefängnis geſteckt zu werden. Den beſten Beleg dafür haben wir in einem Prozeß, der gegenwärtig den ganzen Diſtrikt in Aufruhr verſetzt. — He, Kellner!"

Nachdem der alte Herr ſich Papier und Schreibzeug hatte bringen laſſen, warf er mit ſeiner großen Schrift raſch einige Worte hin, ſiegelte den Brief und übergab ihn mit allerlei Verhaltungsmaßregeln einem Extraboten. Hierauf erhob er ſich und verabſchiedete ſich mit einer zeremoniellen Verbeugung von der Marſchallin.

Kaum hatte er den Rücken gewandt, ſo rief ſie: „Raſch, Zenowicz, erkundigen Sie ſich nach dem Namen dieſes Originals.“

„Ich habe gehört,“ antwortete der Doktor, „es ſei ein Gutsbeſitzer aus der Umgegend, Namens Oſtoya.“

„Oſtoya?“ wiederholte die Marſchallin nachdenklich. Wo konnte ſie dieſen Namen wohl ſchon gehört haben? Allein das Beſinnen half nichts, ihr Gedächtnis ließ ſie im Stich. — „Ah, da kommt ja Adalbert!“

In der Tat kreuzte ſich in dieſem Augenblick auf der zur Terraſſe führenden Treppe ein bildſchöner junger Mann in tadelloſem Anzug, einen Strauß Edelweiß im Knopfloch, mit dem alten Edelmann.

„Wer iſt das?“ fragte Adalbert, ſeiner Großtante die Hand küſſend.

„Ein etwas närriſcher, aber ganz intereſſanter Gutsbeſitzer des Diſtrikts Namens Oſtoya, mit dem ich ſoeben eine ſehr angenehme halbe Stunde verbracht habe.“

Adalbert war leicht zuſammengezuckt. Lautete ſo nicht der Name des Malers, der nach Angabe der Zeitungen Noémi geheiratet hatte? Und nun erinnerte er ſich auch wieder des merkwürdigen Abenteuers, das er am Tage vorher erlebt hatte. Als er nämlich zu Pferd den Abhang eines Berges hinaufgeritten war, hatte er ſich plötzlich mitten in einer Schar Kinder befunden, die unter Anleitung eines ſchönen jungen Mädchens das Alphabet ſtammelten. Und dieſes junge Mädchen hatte er im erſten Augenblick für Noémi gehalten, freilich für eine gänzlich verwandelte, aber nicht weniger reizende Noémi, mit ernſtem, traurigem Ausdruck. Wer weiß, vielleicht wohnte ſie in dieſem Diſtrikt. O welche Wonne, ſie ſich ſo nah zu wiſſen! Aber ach, ſie war ja verheiratet, einem andern gehörte dieſes anmutige Geſchöpf, das ihn einſt ſo bezaubert hatte!

„Na,“ rief die Marſchallin, „du biſt ja wie verſteinert! Hat dich eine der hübſchen Ungarinnen da drüben behext? Was würde Fräulein Eliſabeth dazu ſagen?“

Er machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Das ſoll durchaus kein Tadel ſein; genieße nur dein

Leben ſo lange als möglich. Der dumme Streich, dich zu verheiraten, bleibt dir immer noch. — Weißt du was, wenn du Luſt haſt, ſo gehen wir heute abend auf den Ball im Kurſaal."

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

„Noémi! Noémi! Eine große Neuigkeit!"

Die junge Frau, die nachläſſig in einer am Rande eines Sturzbachs ſchwebenden Hängematte lag, hing träumeriſch ihren Gedanken nach. Nach den Aufregungen der Hochzeitsreiſe, dem Aufenthalt in den verſchiedenen eleganten Gaſthöfen, dem Beſuche der modernen Theater, wo ihre Schönheit Aufſehen erregt hatte, bildete freilich die einförmige Ruhe des Gebirges einen traurigen Gegenſatz. Fern lag der ſtolze Gedanke an einen feſtlichen Einzug als Schloßherrin in Schwarzenſee! Dieſer eitle, an der Feindſeligkeit eines eigenſinnigen Greiſes geſcheiterte Wunſch lockte ſie jetzt nicht mehr, denn ein andrer weit großartigerer Zukunftstraum erfüllte ſie. Der Anblick großer Städte, wie Wien und Peſt, hatte ihre Sinne auf ein neues Ziel gerichtet. In einer Hauptſtadt wollte ſie leben, als beneidete Gattin eines berühmten Künſtlers, deſſen Spezialität es wäre, elegante Modeſchönheiten zu malen. Leider hatte ſich André bis jetzt dieſen Plänen wenig geneigt gezeigt. „Nun ich dich erobert habe, mein Liebling," hatte er geſagt, „habe ich keinen weiteren Ehrgeiz mehr auf der Welt!" — „Was, keinen Ehrgeiz mehr!" dachte ſie, ſich die Lippen blutig beißend, „während doch mein eigenes Herz davon verzehrt wird!"

„Eine große Neuigkeit, Noémi!"

Im freudigſten Tone und mit ſtrahlendem Geſicht wiederholte es ihr Gatte, der mit einem Briefchen in der Hand auf ſie zueilte.

„Denke dir, mein Vater iſt in der Nähe, nur wenige Kilometer von hier entfernt! Er erwartet uns, lädt uns zu ſich ein — er kommt, um Frieden mit uns zu ſchließen. Er, der ſtolze Mann, der ſeine Beſitzung niemals verläßt!" Und Tränen traten André in die Augen.

Mit der Spitze ihres Füßchens hemmte Noémi das Schaukeln der Hängematte und warf ihrem Gatten einen bestürzten Blick zu, denn dieser Schritt beunruhigte sie, störte ihre neuen Pläne. War eine Sympathie zwischen ihr und jenem alten Manne jemals möglich? Und dann kam auch dies Entgegenkommen viel zu spät. Der ungünstige Eindruck in der Gegend, in den Augen der Nachbarn und der Dienerschaft ließ sich ja doch nicht mehr verwischen.

„Der gute alte Mann," wiederholte der Maler, „er muß uns trotz allem doch sehr gern haben!"

„Ich würde doch lieber nur in der Einzahl sprechen," sagte sie, spöttisch den Mund verziehend.

„Nein, nein, meine Liebe, der Brief ist an uns beide gerichtet; als geliebte Tochter will mein Vater dich begrüßen. — Wie könnte er auch dem Zauber meiner kleinen Fee, meiner geliebten Mika widerstehen!"

Dabei war er vor der jungen Frau niedergekniet und bedeckte ihre weißen Hände mit heißen Küssen.

Eine unbeschreibliche Freude erfüllte sein Herz. Durch dieses unerwartete Entgegenkommen seines Vaters waren seine besten, edelsten Gefühle wachgerufen worden.

„Das nach Süden gelegene Zimmer muß sogleich in Stand gesetzt werden," fuhr er glückselig fort, „wir können meinen Vater unmöglich im Gasthof wohnen lassen! — Mein Gott, mir ist, als träume ich. Ach, wie glücklich werden wir nun alle drei sein! Nun habe ich überhaupt keinen Wunsch mehr. — Aber was hast du denn, Mikachen? Du sagst ja kein Wort. Freust du dich denn nicht, daß diese für uns alle so peinliche Lage nun ein Ende hat? Mein Vater ist lange nicht so schrecklich, als du dir ihn vielleicht vorstellst. Einige kleine Rücksichten und Aufmerksamkeiten deinerseits für ihn — und bald wird auch er dir zu Füßen liegen wie ich — wie wir alle."

Langsam richtete sie sich auf, sah ihn mit ihren großen Augen an und sagte, ein Gähnen unterdrückend, in schmollendem Tone: „Und was soll aus dem Ball von heute abend werden; hast du ihn denn ganz vergessen? Du versprachst mir doch, mich hinzuführen."

Im Nu ſtand er mit gerunzelter Stirne neben ihr, während ein eiſiger Schauer ſein Herz durchzuckte. Was ſagte ſie? War es möglich, daß ſie in dem Augenblicke, wo er einen Ausdruck der Liebe und Teilnahme von ihr zu erwarten das Recht gehabt hätte, Intereſſe für ſolch nichtige Dinge an den Tag legte?

Er war tief verletzt und enttäuſcht. Teilte ſie denn ſeine Freude und Rührung nicht? Ein faſt kalter Blick traf ſie.

„Beruhige dich, Noémi, du ſollſt gewiß nicht um deinen Ball kommen. Eben im Kurſaal wünſcht mein Vater mit uns zuſammenzutreffen, auch er wird dich gewiß nicht um dies erbärmliche Vergnügen bringen wollen.“

Sie verſuchte nicht ihre kalten Worte durch ein freundliches Wort zu mildern, ſondern fügte nur, als ſie ihn erregt davongehen ſah, in nachläſſigem Tone hinzu: „Du gehſt wohl ins Haus zurück? Dann ſage doch, bitte, der Jungfer, ſie ſolle mein blaues Gazekleid zurechtlegen.“

„Ihr blaues Gazekleid!“ murmelte er, mit geballten Fäuſten dem Hauſe zueilend, während zum erſten Male eine Ahnung von der Härte ihres Herzens in ihm aufſtieg. „O Malwa, mit welch gerührter Freude hätteſt du eine ſolche Nachricht aufgenommen!“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

In einem Nebenſalon des Kurſaals, in dem ein mit Blumen geſchmückter Eßtiſch ſtand, erwartete der alte Oſtoya ſeine Kinder. Mit echt ritterlicher Höflichkeit und einer ſanften Rührung, die André nicht entging, empfing er ſie auf der Schwelle und ſprach, nachdem er ſie beide in ſeine Arme geſchloſſen hatte, mit ernſter Stimme Worte der Ausſöhnung, die nunmehr allen Groll und alle Mißhelligkeiten verwiſchen ſollten.

Das liebenswürdige Entgegenkommen des alten Herrn überraſchte Noémi in hohem Grade und ſchmeichelte ihrer Eigenliebe nicht wenig, ſo daß ſich ihr Geſicht zur großen Freude Andrés raſch aufhellte. Kaum ſaßen ſie bei Tiſch, ſo

begann ſie ihr gewohntes Geplauder und erzählte allerlei ſpaßhafte Reiſeerlebniſſe. Währenddeſſen beobachtete der alte Edelmann beim roſigen Scheine der Lampe, die dieſe erſte vertrauliche Familienmahlzeit beleuchtete, aufmerkſam ſeine Schwiegertochter. Sie war in der Tat ſehr hübſch, dieſe junge Frau, in deren Händen das Glück der gegenwärtigen und zukünftigen Glieder der Familie Oſtoya lag. Wie ſchön dieſe Augen, die ſeinen Sohn ſo ſehr bezaubert hatten! Die Blicke des Greiſes hafteten aber vor allem an ihrem Munde — dieſem untrüglichen Verräter der geheimſten Seelenregungen. Er mochte noch ſo ſchön, von tadelloſeſtem Schnitt und friſch und rot wie eine Walderdbeere ſein — Selbſtſucht, unerſchütterlicher Wille, vor allem aber die leidenſchaftlichſte Gefallſucht waren dennoch darauf zu leſen. Bange Sorge erfüllte das Herz des Edelmanns, wenn er an Andrés Zukunft dachte!

Allein dank des von ihm gefaßten energiſchen Entſchluſſes, dem jungen Paar ſein Haus zu öffnen, konnte dem Übel ja wohl noch Einhalt getan werden. Die Hauptſache war, daß dieſe junge Frau ſo raſch als möglich auf den rechten Weg gebracht wurde. Nur in der geſunden, arbeitſamen Umgebung auf dem Gute konnte ſich der Sinn für Häuslichkeit und für ein geregeltes Leben, das ihr bis jetzt noch fremd zu ſein ſchien, entwickeln.

„Sobald ihr in Schwarzenſee ſeid, meine liebe Noémi, wird Thekla dich in alle Einzelheiten der Milchwirtſchaft, deren Ertrag dir künftighin allein zufallen ſoll, einweihen. Sage mal, liebes Kind, fühlſt du die Neigung in dir, eine echte polniſche Hausfrau zu werden?“

Etwas beſtürzt auflachend, ſagte Noémi kühn: „Durchaus nicht, lieber Vater. Ich gedenke im Gegenteil, die gute Thekla zu bitten, uns ihre koſtbaren Dienſte auch fernerhin zu widmen.“

„Das wäre ſehr unklug von dir, meine Tochter, denn von jeher haben ſich die Frauen unſres Hauſes dieſen intereſſanten Teil der Landwirtſchaft vorbehalten, deſſen Einkünfte für die täglichen Ausgaben des Haushalts und für ihre Toilette beſtimmt waren. Meine Großmutter ſtand ſchon um vier Uhr morgens auf und beſichtigte — im Winter mit

Stulpſtiefeln und einer Laterne in der Hand — die Ställe. Meine und auch Andrés Mutter waren nicht weniger tätig, dies hinderte ſie indes durchaus nicht, auf den vornehmſten Bällen unſerer Gegend zu glänzen."

„Der Geruch der Milchkammer hat mir von jeher Übelkeit erregt," ſagte Noémi in etwas gekränktem Tone.

„O, fürchte nichts, mein liebes Kind, man wird dich gewiß nicht zwingen. Ein ſo großes Gut, wie das unſrige, bietet ein reiches Feld der Tätigkeit, denke nur an das Einmachen von Früchten, Gemüſe und Fleiſch und dergleichen mehr. Übrigens hoffe ich," fügte er hinzu, als er nicht das geringſte Intereſſe auf den Zügen ſeiner Schwiegertochter gewahrte, „daß der liebe Gott dir bald eine noch weit intereſſantere Beſchäftigung ſchickt und du in der würdigen Erziehung der Erben unſres Namens volle Befriedigung findeſt."

Der Ausdruck aufrichtigſten Entſetzens malte ſich auf Noémis Geſicht.

„Gott bewahre mich vor der Erfüllung einer ſolchen Prophezeiung!" rief ſie, dunkelrot werdend. „Ich habe Kinder niemals gern gehabt; ich finde, ſie machen nur Lärm, ſind ſchmutzig — unausſtehlich — und wenn ich je eines bekommen muß, dann jedenfalls nur ein einziges und ſo ſpät als möglich!"

Ein trotziger Blick traf dabei Schwiegervater und Gatten.

Dieſer alte Mann verdroß ſie nachgerade mit ſeinem ſchulmeiſterlichen Ton; er ſollte nur merken, daß ſie ſich nicht dadurch einſchüchtern ließ.

André, der über das ſeltſame Benehmen ſeiner Gattin ſehr unglücklich war, verſuchte das Geſpräch ins Komiſche zu ziehen. Der alte Herr aber ſchien ſich über die Anſichten ſeiner Schwiegertochter kaum zu wundern. Die Sache war ja vollſtändig logiſch: ihn hätte das Gegenteil viel eher überraſcht. „Weder für Kinder noch für häusliches Leben hat ſie alſo Sinn. Wird ſie dann wenigſtens eine gute Gattin ſein?" fragte er ſich beſorgt.

In dieſem Augenblick drangen durch die plötzlich geöffnete Türe die lauten Klänge eines Tſchardas herein und zauberten wirkliche Freude auf Noémis Geſicht, während ihre kleinen Füße ſich ungeduldig auf dem Parkett hin und her bewegten.

„Du liebſt gewiß den Tanz?“ ſagte ihr Schwiegervater mit einem ſchalkhaften Lächeln.

„O ja, leidenſchaftlich.“

„Nun, ſo werde ich die Ehre haben, dich in den Tanzſaal zu führen,“ rief der alte Edelmann, dem es im Grunde ganz lieb war, zu beobachten, wie Frau Teznars Tochter ſich in Geſellſchaft benehmen werde.

Anmutig legte ſie die kleine Hand auf den Arm ihres Schwiegervaters und betrat freudeſtrahlend mit ihm den Saal. Neugierig ſteckte man bei ihrem Eintritt die Köpfe zuſammen.

„Wer iſt das?“ wurde geflüſtert. „Kennen Sie ſie? Sie iſt ja entzückend! Welcher Liebreiz, welch ungezwungenes Weſen!“

André, der dem Paare folgte, heimſte voll Stolz den ſeiner Gattin geſtreuten Weihrauch ein. Nun war von Groll gegen das widerſpenſtige Kind keine Rede mehr, im Gegenteil, er vergab und entſchuldigte ihre Reden vollkommen. Ach was, die Jahre würden ſie noch früh genug vernünftig machen! Eines aber wußte er heute wenigſtens ſicher, daß dieſe ſchöne, von allen bewunderte junge Frau ihm, ihm allein gehörte und daß er ſie glühend liebte.

In einem großen Kreiſe reizender Frauen ließ Noémi ſich nieder — auch hier wie überall die Schönſte.

„Torna, ein Freund von mir und Maler aus Budapeſt!“ — mit dieſen Worten ſtellte ihr Gatte ihr einen rieſengroßen Herrn vor, deſſen dunkle, glänzende Augen ſie vor Bewunderung verſchlingen zu wollen ſchienen.

„Tanzen Sie nicht auch unſern Tſchardas?“ fragte Torna. „Bei Ihrer Schönheit müßte dieſer Anblick eine wahre Augenweide ſein. Es gibt bei Gott keinen berauſchenderen Tanz!“

Noémi hatte ſich lebhaft erhoben.

„Darf ich Ihnen einen Partner zuführen? Warten Sie, da kommt gerade Graf Adalbert Staniecki, ein berühmter Tſchardastänzer und der einzige Kavalier im ganzen Saal, der mir Ihrer würdig ſcheint.“

Sie mußte ſich an ihrem Stuhle feſthalten, um nicht umzuſinken. Ja, er war es in der Tat! Es war wirklich Adalbert und zwar ſchöner, jugendlicher, bezaubernder denn je.

Unfähig, ein Wort hervorzubringen, ſtarrten die beiden

ſich an — ſie mit gerunzelter Stirne, bebend vor Zorn, er demütig, ihrer Befehle harrend.

Endlich beherrſchte ſie ſich und ſagte faſt unhörbar: „Man beobachtet uns — Ihren Arm.“

Da zog er ſie mit leidenſchaftlichem Eifer in die Menge hinein.

Faſt mechaniſch führten ſie jetzt, einander gegenüberſtehend, die erſten Schritte des Tanzes aus. Bald aber näherten ſie ſich, dem Rhythmus der Muſik folgend. Ja ſie mußte ſogar ihre Hände auf ſeine Schultern legen, während er in fieberhafter Erregung ihre biegſame Taille umfaßte, wobei beider Augen, anſtatt zu lächeln, ſprühende Blitze ſchoſſen. Die Stimmung der Muſikanten belebte ſich jetzt mehr und mehr. Auf die ſchmachtenden Seufzer des Cellos folgten die feurigen Klänge der Geigen und das wilde Jauchzen der Zimbeln. Der ganze Sturm einer lang verhaltenen Leidenſchaft entfeſſelte ſich mit elementarer Macht. Kaum daß die Füße der Tanzenden noch den Boden berührten. Ein Beben ſchien die Zigeuner zu ergreifen, die, berauſcht von ihrer eigenen Muſik, unter lautem Aufſchrei ihre Mützen bis zur Decke emporwarfen.

Mit fortgeriſſen von der tanzenden Menge, verwirrt von dieſer wilden Muſik, die ſo beredt zu ihren Herzen und Sinnen ſprach, drehten ſich Adalbert und Noémi Arm in Arm mit ſchwindelerregender Schnelligkeit im Kreiſe umher, unfähig, einen Gedanken zu faſſen. Wollte es aber der Zufall, daß ihre Blicke ſich trafen, ſo hatten ſie die Empfindung, als ob glühende Pfeile ſie durchdrängen. Endlich hielten die Zigeuner erſchöpft inne, während die Kavaliere gleich Siegern, die eine Beute davontragen, ihre willenloſen Tänzerinnen in den Armen hielten und ſie mit unheimlicher Geſchwindigkeit im Kreiſe herumdrehten, ohne daß ihre Füße den Boden berührten.

Als Noémi ſich endlich aus Adalberts Umarmung losmachen konnte, war ſie derart betäubt, daß ſie ſich einer Ohnmacht nahe fühlte und ſich an ſeinen Arm anklammern mußte. Er aber benützte dieſen Augenblick, um ſie mit ſich fortzuführen.

„Ich muß Sie ſprechen,“ flüſterte er.

„Wozu?“ erwiderte ſie, ſich aufrichtend. „Wir haben uns nichts mehr zu ſagen; ich empfinde nur Verachtung für Sie.“

„Wie ungerecht Sie ſind!“ rief er mit einer verzweifelnden Gebärde, indem er ſie auf einen Balkon hinauszog. „Man darf einen Menſchen nicht ungehört verdammen. Was habe ich mir zu ſchulden kommen laſſen? Bin nicht ich vor allem das Opfer jenes Verhängniſſes geweſen, das uns trennte? Warum haben Sie mir den Brief, den ich Ihnen am Tag Ihrer Abreiſe ſchrieb, niemals beantwortet?“

Verächtlich zuckte ſie die Achſeln.

„Briefe, die nicht abgeſchickt werden, kommen auch nicht an.“

„Grauſame Noémi! Und doch habe ich all die Zeit nicht aufgehört, an Sie zu denken — Sie zu lieben! Nach Ihrer Abreiſe war mein Leben eine Kette von Kämpfen und Qualen. Sie können ſich keinen Begriff machen von den Vorwürfen, die ich zu hören bekam. Aus Angſt, ich könnte Ihnen folgen, hat man mich zu jener Reiſe gezwungen, und dort — in der Ferne drang die Nachricht von Ihrer Verheiratung zu mir — ich glaubte, ich müſſe den Verſtand verlieren.“

„Sie lügen! Lange ehe meine Heirat geſchloſſen wurde, machten Sie in Nizza der Gräfin Eliſabeth Nagy-Varad, die Sie übrigens demnächſt ja auch heiraten werden, den Hof.“

Wider Willen errötete er.

„Wie konnte ein ſolches Märchen bis zu Ihnen dringen? Dieſe Pläne beſtehen bis jetzt nur in der Einbildung meiner Mutter. Und Sie dürfen nur wollen,“ fügte er mit einem glühenden Blick hinzu, „ſo werden ſie ſich niemals verwirklichen. Glauben Sie mir, Noémi, daß ich nur in der unklaren Hoffnung, Ihre Spur wiederzufinden, in dieſe Gegend gekommen bin! Denken Sie ſich, geſtern in den Bergen, da glaubte ich Sie plötzlich, von einer Schar Kinder umgeben, vor mir zu ſehen.“ Ein Schatten huſchte über Noémis Geſicht — das konnte nur Malwa geweſen ſein. „Doch ach, meine Freude dauerte nicht lange, denn eine wunderbare Ähnlichkeit hatte mich getäuſcht! Heute abend jedoch, als ich den Fuß ins Kaſino ſetzte, da finde ich Sie in Wirklichkeit wieder — ſchöner, begehrenswerter denn je, und außer der

Verzweiflung über Ihren Verluſt ſoll ich nun auch noch die Erinnerung an Ihr zürnendes Bild, an Ihren ungerechten Haß mit mir nehmen."

Dumpf und traurig kamen dieſe Worte von ſeinen Lippen, während er in die ſternhelle Nacht hinausſchaute.

Mit kaltem, ſtarrem Geſicht hörte Noémi ihm zu.

„Ich glaube ebenſowenig an Ihre Reue als an Ihren Brief," ſagte ſie mit harter Stimme. „Sie haben mein Leben zerſtört, wie könnte ich da noch Mitleid mit Ihnen haben? Ich wünſche Ihnen nur das eine, daß Sie ebenſo leiden möchten, wie ich es getan habe. Leben Sie wohl, wir haben uns zum letzten Male auf dieſer Welt geſehen."

Und da ſie André gerade durch einen danebenliegenden Saal gehen ſah, lief ſie eilig auf ihn zu, noch ehe Adalbert ſie zurückhalten konnte.

In dieſem großen Raume lag auf einem in der Mitte ſtehenden Billard der ungariſche Maler Torna der Länge nach ausgeſtreckt, die Hände unter dem Nacken gekreuzt. Um ihn her ſtanden ſechs Zigeuner und ſpielten ihm mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit ſeine Lieblingsſtücke vor, während ein blankes Silberſtück ums andre aus ſeiner Weſte in die Taſchen der Muſiker wanderte. Als er kein Geld mehr hatte, verſchenkte er Uhr und Kette.

Eine Menge Zuſchauer teilten ſein Entzücken und überſchütteten auch ihrerſeits die Zigeuner mit Kupfermünzen.

Von einer der offenen Türen aus hörte die alte Marſchallin in Geſellſchaft ihres Arztes voll Begeiſterung zu. Als jedoch im großen Saal das Zeichen zum Beginn eines neuen Tanzes gegeben wurde, eilte ſie auf ihren Platz zurück und nahm ihr lebhaftes Geplauder wieder auf.

„Ja, ja," ſagte ſie zu Ambroiſe Oſtoya, den ſie zu ihrer großen Freude entdeckt hatte, „ich erinnere mich, in meiner Kindheit mit angeſehen zu haben, wie mein Großvater beim Kartenſpiel einen Bauern gewann. Und da es zu jener Zeit verboten war, einen Leibeigenen ohne Land zu verkaufen, ſo kam der gute Mann am andern Tage mit einem Säckchen voll Erde auf dem Rücken zu uns." Plötzlich aber unterbrach ſie ihre Erzählung.

„Doktor, raſch meine Lorgnette! Täuſchen mich nicht meine Augen? Wer iſt denn jene Tänzerin dort drüben in Blau?“

„Das iſt,“ antwortete der alte Edelmann in ernſtem Tone, „Frau André Oſtoya, geborene Teznar, meine Schwiegertochter.“

Teznar! So war ſie es alſo wirklich — Vincentes Tochter, jenes kleine, intrigante Frauenzimmer, das ſie fortgejagt und niemals wiederzuſehen gehofft hatte! Und nun war ſie die Schwiegertochter dieſes ehrenwerten Gutsbeſitzers.

Dann kam ihr plötzlich der beunruhigende Gedanke, daß Adalbert ja hier war. „Ach, mein Gott, wie mag das enden? Und was wird meine Nichte dazu ſagen? — Doch was kann es ſchaden!“ tröſtete ſie ſich dann raſch wieder. „Da die Kleine ja nun verheiratet iſt, braucht man nichts mehr zu befürchten. Schließlich war ſie doch eine unterhaltende kleine Perſon, und niemals werde ich mehr ihresgleichen finden. Es wäre alſo ſehr albern, mich ihrer Geſellſchaft zu berauben — ſie kann mir unter Umſtänden von großem Nutzen hier ſein. Noémi Teznar iſt keine Fremde für mich,“ ſagte ſie zu dem höchlichſt überraſchten Gutsbeſitzer, „ihre Mutter war früher meine Vorleſerin, und die Kleine iſt ſogar mein Patenkind.“

In dieſem Augenblick kam Noémi am Arm ihres Gatten näher. Beim unerwarteten Anblick der Marſchallin ſtockte ihr Herzſchlag und ihre Augen ſchloſſen ſich einen Augenblick. Die argliſtige Marſchallin aber hatte ſich mit der den ſlawiſchen Frauen eigenen Geſchmeidigkeit erhoben: „Ah, meine Liebe, welche Freude, Sie hier zu treffen!“

„Das Glück iſt ganz auf meiner Seite,“ erwiderte Noémi, indem ſie faſt auf den Boden niederkniete, um ihrer Patin die Hände zu küſſen.

Nachdem ſie der alten Dame dann ihren Gatten vorgeſtellt hatte, entſpann ſich ein äußerſt verbindliches Geſpräch zwiſchen ihr und der Marſchallin.

Die junge Frau ließ ſich indes durch das Komödienſpiel ihrer berechnenden Patin durchaus nicht täuſchen, durchſchaute ſie doch die Beweggründe, die dieſe leiteten, vollkommen. Zugleich machte ſie ſich aber auch die großen Vorteile klar, die

ihr in der Geſellſchaft der Umgegend durch die vornehme Bekanntſchaft erwachſen würden.

„Adalbert,“ rief plötzlich die Marſchallin, als ſie den jungen Mann ſah, „komm doch. Eine alte Bekannte! Aber richtig — habt ihr nicht eben zuſammen getanzt?“

„Mein Mann, André Oſtoya,“ ſtammelte Noémi.

André betrachtete den neuen Ankömmling von oben bis unten und machte eine kalte Verbeugung.

Wie doch Adalberts tadellos feines Benehmen gegen die abſichtlich zur Schau getragene nachläſſige Haltung ihres Gatten abſticht! dachte Noémi, ſich auf die Lippen beißend.

„Auf baldiges Wiederſehen, nicht wahr?“ ſagte die alte Dame in gönnerhaftem Tone. Zugleich löſte ſie ein prächtiges, mit Saphiren und Brillanten beſetztes Armband von ihrem Handgelenk. „Das ſoll mein Hochzeitsgeſchenk ſein,“ murmelte ſie, das Kleinod um den Arm ihres freudig überraſchten Patenkindes legend.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

In einen warmen Pelzmantel gehüllt, durchlebte Noémi mit geſchloſſenen Augen in Gedanken noch einmal dieſe Ballnacht, während ſie in der Morgendämmerung an der Seite ihres Gatten in einem offenen kleinen Reiſewagen nach Hauſe fuhr. Noch immer klang ihr die ſchmerzliche, vorwurfsvolle Stimme Adalberts, in die ſich die berauſchenden Töne der Zigeunermuſik miſchten, in den Ohren. „Wehren Sie ſich, ſo viel Sie wollen, das Schickſal ſelbſt führt uns ja wieder zuſammen,“ hatte er ihr zugeflüſtert, als ſie den Ballſaal verließ.

André, den dieſes hartnäckige Schweigen verletzte, hieb erregt auf ſein Pferd ein, ſo daß das leichte Gefährt in raſcheſtem Tempo den ſteilen, mit violettem Heidekraut bedeckten Pfad hinabrollte, während unter den hohen Bäumen im Lichte der aufgehenden Sonne allmählich die roten Schirmchen des Eierpilzes ſowie die ganze prächtige, taugetränkte Alpenflora ſichtbar wurden.

„Warum," fragte André, nur mühſam das Zittern ſeiner Stimme beherrſchend, „haſt du mir nie etwas von dieſem Neffen der Marſchallin geſagt?"

„Wie hätte ich dir wohl alle diejenigen nennen ſollen, die mir einſtens den Hof gemacht haben!" antwortete ſie wegwerfend.

„Gerade dieſer iſt allerdings ein wenig intereſſantes Exemplar. Elegante Haltung, aber hohles Hirn, die echte Modepuppe für einen Schneider!"

„Verzeih, aber nicht nur die Maler ſind Künſtler," entgegnete ſie ſcharf. „Graf Adalbert beanſprucht vor allem, ein vollendeter Kavalier zu ſein, und verſteht es nicht nur, ſich geſchmackvoll zu kleiden, ſondern auch ein Gemälde und eine Oper zu beurteilen, einen Kotillon vorzutanzen und ein Pferd zuzureiten. Seine Talente aber haben wenigſtens den Vorzug, jedermann zu gefallen."

Sie legte eine beſondere Betonung auf das Wort jedermann, und André, der die dahinter verborgene Abſicht wohl erriet, fühlte ſich mitten ins Herz getroffen.

„Wenn dieſer Herr ſo viele Vorzüge hat, ſo wundert es mich nur, daß du ihn früher nicht mit deiner beſonderen Gunſt ausgezeichnet haſt —"

Seine Stimme klang ſchneidend, Totenbläſſe bedeckte ſein Geſicht.

„Wer weiß, an Luſt dazu hat es mir vielleicht nicht gefehlt," rief ſie laut auflachend.

Wie niedergeſchmettert ſah er ſie an.

„Noémi, derartige Scherze macht man nicht!" ſchrie er, ihr Handgelenk, an dem das Brillantarmband funkelte, ſo feſt umklammernd, als wolle er es zermalmen.

„Laß mich los," rief ſie, „du tuſt mir weh!" Dann fügte ſie, durch ſeinen Blick erſchreckt, in munterem Tone hinzu: „Welch ein Unſinn, auf den Grafen eiferſüchtig zu ſein! Vorhin erſt erzählte er mir, daß er Malwa zufällig im Walde begegnet ſei und ſich ſterblich in ſie verliebt habe!"

André aber antwortete nicht. Er hatte das beſtimmte Gefühl eines nicht wieder gutzumachenden Bruchs zwiſchen ihnen beiden.

Umſchmeichelt von den erſten Sonnenſtrahlen tauchte jetzt vor ihnen im lachenden Tale das im Schweizerſtil erbaute Landhaus auf, dem André den Namen „Glücksburg“ gegeben hatte.

Froh, dieſe Unterredung beendet zu ſehen, eilte Noémi ins Haus, während André, unfähig, ſich der Ruhe hinzugeben, einen Waldweg einſchlug. Stundenlang lief er in heftigſter Erregung aufs Geratewohl weiter und weiter, wobei er alle ihm in die Quere kommenden Zweige mit ſeiner kleinen Axt niederhieb. Als er endlich, körperlich und geiſtig erſchöpft, zurückkehrte, war es zwölf Uhr. Nun erſt fiel ihm ein, daß ſein Vater ihnen ja ſeinen Beſuch noch für den gleichen Tag verſprochen hatte. Und in der Tat, der alte Edelmann ſaß bereits unter der von einem Leinwanddach beſchatteten Veranda behaglich vor einem Gläschen Branntwein und einem Stück Schafkäſe, während aus der Küche der vielverſprechende Duft eines Pilzragouts heraufſtieg.

Das friedliche Bild, das der alte Mann darbot, wirkte wie Balſam auf das ſchmerzzerriſſene Herz Andrés. Durchs Fenſter ſah er den ſorgfältig gedeckten Tiſch und außen am Kleiderhaken Noémis Hut. Wahrſcheinlich würde ſie nun bald mit freundlichem Lächeln erſcheinen und zu ihm ſagen: „Während du grollend im Walde herumliefſt, hat dein Frauchen ſich eifrig bemüht, deinem Vater einen würdigen Empfang zu bereiten.“

Wie ſchnell war da ſein törichter Zorn verflogen! Wie ſehnte er ſich danach, ſeinen Liebling in die Arme zu ſchließen, das arme, mißhandelte Handgelenk mit Küſſen zu bedecken! Ich bin ein Barbar, ein Unmenſch! Noémi aber iſt die entzückendſte Frau der Welt!

Herzlich begrüßten ſich die beiden Männer.

„Nun aber zu Tiſch!“ rief André luſtig. „Yaſiek, bring uns eine Flaſche Tokaier! — Aber was iſt denn das? Nur zwei Gedecke?“

„Ja, weißt du,“ ſagte der alte Edelmann mit etwas verlegener Miene, „während ich hier mit deiner Frau — notabene, aufs freundſchaftlichſte — plauderte, erſchien die tolle Marſchallin plötzlich wie ein Wirbelwind an der Spitze

einer Geſellſchaft von Touriſten, die beabſichtigen, die Seen zu beſuchen, und da euer Haus auf ihrem Wege lag, ſo haben ſie Noémi mitgenommen. Deinen Freund, den Maler, den kleinen Doktor und den Grafen Adalbert habe ich unter den übrigen Teilnehmern erkannt. Etwa zwanzig Führer begleiteten ſie, und außerdem vier Violinen und eine Baßgeige. Teils waren ſie zu Fuß, teils zu Pferd oder zu Wagen. Die Marſchallin behauptete ſteif und feſt, die Nacht am Ufer der Seen unter freiem Himmel und bei den Klängen einer Zigeunermuſik verbringen zu wollen. Sie iſt wirklich ein verrücktes Frauenzimmer!"

Längſt ſchon hörte André nicht mehr auf die Worte ſeines Vaters. An den Türpfoſten gelehnt, murmelte er wie geiſtesabweſend vor ſich hin: „Noémi — fort — gerade in dem Augenblick, wo die allergewöhnlichſte Pflicht der Gaſtfreundſchaft ſie —"

Der Greis machte eine abwehrende Bewegung.

„Sie hat ſich auf ſehr artige Weiſe entſchuldigt, ich verſichere dich."

„Fortgegangen," wiederholte André, „nachdem du uns ſo gütig entgegengekommen biſt!"

„Mein lieber Junge, mache dir darum keine Sorgen. Die Hauptſache iſt jetzt, daß wir uns zu Tiſch begeben, ich habe nämlich einen Wolfshunger, und wenn du dich geſtärkt haſt, ſo kannſt du dich ja auf die Suche nach deiner mutwilligen Ehehälfte machen. — Und dann, laß dir noch einen guten Rat geben: komm ſo ſchnell als möglich nach Schwarzenſee, damit deine Frau dort ein geſundes, arbeitſames Leben beginnt. Glaube mir, nichts iſt ſchädlicher für junge Frauen als Müßiggang. Kehrt alſo beide, ſo raſch ihr könnt, zum väterlichen Herde zurück; ich werde euch dort mit offenen Armen und aufrichtigem Herzen empfangen."

„In zwei Tagen," ſagte André entſchloſſen, „ſind wir bei dir, lieber Vater!"

Herzlich drückte ihm der Greis die Hand.

„Das laß ich mir gefallen, daran erkenne ich meinen Sohn!"

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

In doppeltem Gänſemarſch zog die kleine Karawane mit der Muſik an der Spitze durchs Gebirge, an mächtigen, hundertjährigen Tannen vorbei, die faſt ganz in ein über den Stamm herabreichendes weißes Moosgeflecht eingehüllt waren und an rieſige Druidengeſtalten erinnerten, deren weiße Gewänder und Bärte ſich ineinander verwachſen zu haben ſchienen.

Voraus ſchwankte die Baßgeige mit ihrem dickbauchigen Kaſten, und ihre unermüdlichen drolligen Bewegungen ſtachelten die ganze Geſellſchaft zu eifriger Nachfolge an. Bald ſah man ſie an der ſchroffen Wand eines Granitfelſens hängen, bald wiegte ſie ſich wieder behaglich über einem reißenden Gebirgsbache.

Dieſer Anblick verſetzte die Marſchallin in helles Entzücken. Sie hatte ihren Bauernwagen verlaſſen müſſen und ſchwebte nun luſtig in einem von Gebirgsbewohnern getragenen Seſſel hinter den Muſikanten her.

Ganz zuletzt kam Noémi, von einer Schar junger Herren umgeben, deren Aufmerkſamkeiten ſie auffällig ermutigte, ohne die Gegenwart Adalberts der geringſten Beachtung zu würdigen.

Bei einer Biegung der Straße lagen plötzlich die Seen vor den erſtaunten Augen der Geſellſchaft, und laute Rufe der Bewunderung ertönten von allen Seiten.

Zwiſchen zwei ſteilen Bergkuppen wurde eine große, einem grauen Metallſpiegel gleichende Waſſerfläche ſichtbar, die von kahlen Felſenmaſſen umgeben war, deren düſtere Spitzen hoch in den Himmel hineinragten und ſich zugleich im Waſſer ſpiegelten.

Totenſtille herrſchte in dieſem geheimnisvollen Erdenwinkel, nur hin und wieder ſah man einen Raubvogel ſeine regelmäßigen Kreiſe beſchreiben.

„Welch unheimliche Gewalten müſſen tätig geweſen ſein, um die Eingeweide der Erde aus dieſem Höllenſchlund zu ſpeien!“ murmelte der ungariſche Maler. „Joſik, ſtimm raſch deine Baßgeige an, und ihr andern laßt eure Violinen ertönen! Zu einem ſolchen Anblick iſt eure Teufelsmuſik wie geſchaffen.“

Bald klangen die ſcharfen, zitternden Töne durch die Luft, während die behenden Führer ein rieſiges Feuer aus Tannenholz anzündeten und die Samowars darauf ſtellten.

„Hier auf dieſen Felſen ſollten Sie eigentlich ſteigen, meine Damen," meinte der Doktor. „Er heißt der Karfunkelſtein. Feen hauſten einſt dort, und der Edelſtein, der ihr Schloß krönte, war ſo ſtrahlend, daß er der ganzen Gegend als Leuchtturm diente."

Doch ſchon kochte das Waſſer in den Samowars. In maleriſchen Gruppen lagerten ſich die Touriſten ums Feuer und ließen ſich die ausgepackten Mundvorräte trefflich ſchmecken.

Während der ganzen Mahlzeit hatte Noémi Adalbert gegenüber ihre eiſige Kälte bewahrt. Erſt beim Nachtiſch fragte ſie ihn in gleichgültigem Tone, aber mit einem Blick, bei dem der junge Mann erbebte: „Wollen Sie mich nicht auf den Karfunkelſtein begleiten, von dem man ſolche Wunderdinge erzählt?"

Die Marſchallin, die mit wohlwollender Neugierde das kokette Gebaren ihres Patenkindes verfolgt hatte, dachte lächelnd: „Ei, wenn es der Kleinen, die jetzt durch die Bande der Ehe gefeſſelt iſt, gelänge, meinen dummen Neffen von einer albernen Heirat abzubringen, wie dankbar wollte ich ihr ſein!"

Schweigend hatten die beiden jungen Leute den Felſenkamm erreicht. Adalbert ſchien ſehr bewegt, Noémi dagegen finſter und kalt. Mit dieſem einſamen Spaziergang, den ſie kühnen Muts ins Werk geſetzt hatte, bezweckte ſie entſchieden eine Herausforderung nicht nur gegen die Welt, ſondern auch gegen ihren Gatten, deſſen Benehmen ſie am Abend vorher aufs höchſte erbittert hatte, ſowie gegen ihren Schwiegervater, den alten Pedanten, der ſie für immer in den engen, ihr ſo verhaßten Kreis häuslicher Pflichten zu bannen beabſichtigte.

Schüchtern trat Adalbert auf die junge Frau zu.

„Können Sie mir denn nicht vergeben? Haben Sie gar kein Verſtändnis für meine traurige Lage? Soll ich Sie nur wiedergefunden haben, um Zeuge Ihres Glückes zu ſein? Und geſtern, als Ihr Gatte Sie mit ſich nahm, haben

Sie da wohl bedacht, welche Qualen ich ausſtehen mußte? Denn trotz allem, Noémi, wenn Sie frei geblieben wären, wenn Sie den Mut gehabt hätten, auf mich zu warten — ſo wären Sie jetzt vielleicht meine Frau! — Doch was kümmert Sie mein Schmerz, da Sie mit dem Manne Ihrer Wahl verheiratet — glücklich verheiratet ſind!"

Scharf ſah ſie ihm ins Geſicht.

„Glücklich? Wie wollen Sie das wiſſen?" fragte ſie leiſe, während lange zurückgedrängte Tränen aus ihren Augen ſtürzten. Erſchrocken erfaßte er ihre Hände und drückte ſie leidenſchaftlich.

Aber auch jetzt ſtieß ſie ihn heftig zurück.

„Warum wenden Sie ſich von mir, Noémi? Was kann Ihnen meine ſtumme Bewunderung für Schaden bringen? Das Vergangene freilich iſt nicht wieder gutzumachen, die Zukunft aber gehört uns. Geben Sie mir wenigſtens das Recht, Ihr Freund zu ſein; erlauben Sie mir, dieſe Tränen zu trocknen, Sie zu tröſten."

Sanft drückte er ſie auf eine Felsbank nieder und ſank vor ihr auf die Kniee.

„Mein Freund?" wiederholte ſie höhniſch. „Betrachten Sie doch unſre beiderſeitigen Lebenswege. Ihr Los iſt, in der großen Welt zu leben, während ich auf einem abgelegenen Gute, wo mein Mann und mein Schwiegervater mich in eine Muſterhausfrau verwandeln wollen, verkommen ſoll."

„Ha, das iſt ja ein Verrat an der Geſellſchaft! Eine ſolche Greueltat ſoll nicht geſchehen! Ihr Gatte iſt Maler, nicht wahr? Sein Platz iſt alſo in einer großen Stadt, wo Ihre Schönheit ihm am beſten den Weg in die vornehme Geſellſchaft, die unentbehrlich für ſeine Kunſt iſt, bahnen hilft."

Noémi erbebte. — War es nicht wunderbar, daß er ihre geheimſten Gedanken erraten hatte?

„Mein Mann iſt des Treibens in den großen Städten müde und hat plötzlich wieder eine leidenſchaftliche Vorliebe für ſeine Heimat gefaßt, wo er ſein Leben zu beſchließen gedenkt."

Dem jungen Mann kam plötzlich eine Idee.

„Wenn man nun aber ſeinen Künſtlerehrgeiz anſtachelte und ihn auf dieſe Weiſe aus ſeiner Höhle lockte?" Fragend

ſah er der jungen Frau in die Augen. „Würden Sie einem Freunde den Verſuch geſtatten?“ fuhr er, das Wort Freund beſonders betonend, fort.

„Wir wollen ſehen,“ antwortete ſie nachdenklich mit in die Ferne gerichteten Blicken. Dann erhob ſie ſich, und da der Weg ſehr uneben war, nahm ſie die ihr angebotene Hand an.

„Erzählen Sie mir von Lipowa,“ fuhr ſie in traurigem, einſchmeichelndem Tone fort, der tauſend ſüße Erinnerungen im Herzen des jungen Mannes wachrief.

„Ach, Lipowa,“ wiederholte er mit bebender Stimme, „das iſt jetzt wie ein Grab. Ich war neulich vorübergehend dort — und mein Herz ſchauderte. Der rechte Flügel rauchgeſchwärzt und in Trümmern — Gott weiß wann er wieder aufgebaut wird! Im Park — kein Lachen, kein fröhliches Lied mehr, denn die Seele, die alles belebte, iſt entflohen. ‚Was iſt aus der kleinen Lerche geworden?‘ fragte mich ſchüchtern mein einſtiger Lehrer Valentin — und als ich ihm ſagte, Sie ſeien verheiratet, warf er mir verſtohlen einen teilnehmenden Blick zu. Als ich dann durch die Räume des Schloſſes eilte, zog er mich in das kleine, einſt von Ihnen bewohnte Zimmer, legte — linkiſch, wie er alles macht — ein Paar zierliche Handſchuhe und einen Seidenknäuel in meine Hand — ich hätte ihn dafür umarmen mögen! Sorgſam habe ich dieſe Andenken an eine ſchöne, ach, auf immer entſchwundene Zeit aufbewahrt.“

Eine unbeſchreibliche Bewegung ſchnürte den beiden jungen Leuten das Herz zuſammen. Zu ihren Füßen ging die Sonne unter. Gleich einem rieſigen Feuerball ſenkte ſie ſich majeſtätiſch hinter den ſchwarzen Felſeneinſchnitten nieder und übergoß die bewegten Waſſer der fünf Seen wie mit Purpur.

„Wenn Sie mir wirklich verziehen haben, Noémi, ſo legen Sie Ihre Hand in die meinige,“ murmelte Adalbert leiſe.

Sanft, ohne ihn anzuſehen, ſtreifte ſie die zitternde Hand des jungen Mannes mit ihren Fingerſpitzen.

„Damit iſt nun unſer Bündnis beſiegelt,“ rief er begeiſtert aus. „Ein Wort von Ihnen — und ich eile herbei, und wäre ich am andern Ende der Erde! O, Mika, welch himmliſcher Augenblick. Seit Monaten ſehne ich ihn herbei!“

Dabei ergriff er die Hände der jungen Frau und bedeckte ſie mit leidenſchaftlichen Küſſen.

Doch ſchon hatte ſie ſich wieder gefaßt und ſtieß ihn heftig zurück.

„Noémi, was iſt Ihnen, warum fliehen Sie mich ſchon wieder, warum belügen Sie Ihr eigenes Herz? Sie können es ja doch nicht leugnen, daß Sie mich lieben — daß wir beide uns lieben!“

Sie aber eilte, verwirrt und wie betäubt, über das loſe Geröll und die goldenen Blüten des Stechginſters hinab.

„Fliehen, da wir uns doch über die Zukunft beraten ſollten!“ rief er ihr nach.

„Als ob man mit einem närriſchen Menſchen, wie Sie ſind, reden könnte?“

„Nun denn, ich verſpreche Ihnen, vernünftig zu ſein, aber kommen Sie zurück!“

Plötzlich ſtieß ſie einen entſetzlichen Schrei aus und verſchwand in einer Felſenſpalte.

Im ſelben Augenblick erſchienen einige Führer in Begleitung des Doktors auf der Höhe. Die Marſchallin, der das Zuſammenſein der jungen Leute doch etwas zu lang vorkommen mochte, hatte ſie geſchickt.

„Ach, die Ärmſte! Wie eine Hindin in der Falle liegt ſie hier gefangen!“ riefen die Männer, während ſie mit Hilfe Adalberts die ohnmächtige Noémi, deren Fuß kraftlos herunterhing, aus dem Spalt herauszogen. —

Währenddeſſen führten die Gebirgsbewohner unten im Lager unter lautem Singen und Pfeifen ihre wilden Tänze auf.

Und dort erſt, im flackernden Scheine der Holzfeuer, umgeben von dem phantaſtiſchen Treiben, kam Noémi, vor Schmerz leiſe wimmernd, wieder zum Bewußtſein. Tiefe Schamröte ſtieg ihr in die Wangen, als ſie bemerkte, daß ihr Kopf unter ſo vielen neugierigen Blicken an Adalberts Schulter ruhte. Sanft hatte er ſie unter das Zelt gebettet, worauf ſie beide mit Fragen über die Einzelheiten des Unfalls beſtürmt wurden.

„Wie ungeſchickt muß ſich Adalbert angeſtellt haben!“ ſagte die Marſchallin ärgerlich über die Unterbrechung der

Tänze. „Warum hielt er Sie denn nicht feſter in ſeinem Arm! Das nenne ich einen ſchlechten Kavalier!“

„Vorſicht, gnädige Frau, wir ſind nicht mehr allein,“ murmelte der neben der Verwundeten knieende Doktor.

Ein mit Staub bedeckter Mann war ſoeben ins Zelt getreten.

„Meiner Treu, der Gatte!“ rief die alte Dame ſpöttiſch aus. „Na, mein lieber Neffe, nun tritt nur raſch deinen Platz ab.“

Die beiden Männer tauſchten einen finſteren, mißtrauiſchen Blick aus, dann murmelte der Graf: „Sie geſtatten wohl, gnädige Frau, daß ich mich morgen perſönlich nach Ihrem Befinden erkundige?“

Das unſtete Licht einer Harzfackel beleuchtete die feinen Züge der jungen Frau. André hatte ihre beiden heißen Hände in die ſeinigen genommen, ſie aber wandte mürriſch den Kopf zur Seite.

„Sie glauben wirklich, Herr Doktor, daß vierzehn Tage Ruhe ſie wieder herſtellen werden?“ fragte André.

„Sicherlich. — Ich kam gerade zur rechten Zeit, um ein großes Unglück zu verhüten — denn niemals hätte Graf Adalbert —“

Andrés Geſicht verzerrte ſich. Wieder dieſer Menſch! Was für Beziehungen mochten früher zwiſchen ihm und ſeiner Frau beſtanden haben? Wußte ſie etwas von ſeiner Anweſenheit in Tatra-Füred? War die Überraſchung, die ſie auf dem Ball bei ſeiner Anweſenheit an den Tag gelegt hatte, erheuchelt? Der unbedeutendſte Umſtand gewann jetzt in Andrés erregtem Hirn die unſinnigſte Bedeutung.

„Morgen, ja morgen bei Tagesanbruch, werden wir auf dem Weg nach Schwarzenſee ſein,“ ſagte er ſich voll wilder Entſchloſſenheit.

Draußen machte die Marſchallin ihrem Ärger Luft; hatte man doch aus Rückſicht für die Verunglückte die Fortſetzung des Tanzes verboten.

„Dieſe Kleine bringt uns wahrhaftig immer Unglück,“ rief ſie mürriſch, indem ſie ſich dem Kreiſe aufmerkſamer Zuhörer anſchloß, die den Jagd- und Räubergeſchichten eines alten gedungenen Erzählers lauſchten.

Hoch oben aber in den Bergen, in ihren unerreichbaren Schlupfwinkeln ſchliefen friedlich die kühnen Gemſen. Kein Laut ließ ſich dort vernehmen, als das Plätſchern der Waſſerfälle oder das leiſe Pfeifen der in Felſenhöhlen verſteckten Murmeltiere.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

In einen Planwagen gebettet, fuhr Noémi jetzt langſam durchs Gebirge und hing mit halb geſchloſſenen Augen ihren Träumen nach. Ob ſie Adalbert wirklich bald wiederſehen würde, dieſer Gedanke beſchäftigte ſie aufs angenehmſte. Warum André wohl noch immer mit ihr grollte? Das war wirklich zu albern. Was hatte ſie ihm denn getan? Bah, ſie wußte ja, es bedurfte nur eines Lächelns, eines Wortes, um ihn, ſobald ſie es wünſchte, wieder zu ihren Füßen zu ſehen.

Ein ſchweres Gewitter ſtand am Himmel, betäubende Wohlgerüche ſchwebten in der Luft und wiegten Noémi in Schlummer. Durch einen heftigen Schmerz im Fuße wurde ſie plötzlich unſanft aus ihrem traumhaften Zuſtand geriſſen.

„Dieſer Weg nimmt ja kein Ende," ſagte ſie zu dem auf dem Bock ſitzenden André, und als ſie keine Antwort erhielt, fügte ſie in klagendem Tone hinzu: „Wenn wir nur wenigſtens an ein Wirtshaus kämen, ich habe ſchrecklichen Durſt!"

Sie hatten jetzt einen halb ausgetrockneten Gebirgsbach erreicht, an deſſen Ufer ein elendes Häuschen ſtand. Vor der Türe war eine Frau mit Spinnen beſchäftigt, während mehrere nur notdürftig bekleidete Kinder ſich im Sande tummelten.

André beſtellte Milch, und als die Frau damit zurückkehrte, fragte er ſie freundlich: „Gehören dieſe Kinder alle Ihnen?"

„Ja, Euer Gnaden, mit Ausnahme der Kleinſten. Die Ärmſte iſt eine Waiſe, die wir angenommen haben," fuhr ſie fort, das kleine Mädchen mit ihrer rauhen Hand liebkoſend.

André reichte der Frau ein Silberſtück und ſtieg dann wieder auf den Bock.

„Dieſe Leute ſind wirklich albern," bemerkte Noémi, „ſie haben kaum ſelbſt genug, um ihr elendes Daſein zu friſten, und nehmen auch noch fremde Kinder an."

„Ich finde die Frau im Gegenteil bewunderungswürdig," antwortete André ruhig. „Den Armen von ſeinem Überfluß mitzuteilen, iſt kein großes Verdienſt, ſich aber etwas verſagen, um jemand eine Wohltat erweiſen zu können, das iſt die wahre Barmherzigkeit."

Noémi ſah ihn von der Seite an. Sie fand dieſe gelegentlichen kleinen Moralpredigten, die ſie an ihre Schweſter erinnerten, höchſt langweilig und geſchmacklos. Auch in Andrés Herzen war in dieſem Augenblick der Gedanke an Malwa aufgetaucht. Ach, wie wohltuend wäre es für ihn geweſen, wenn er ſich wie einſtens neben ſie hätte ſetzen können, um ihr ſeinen ſchweren Herzenskummer anzuvertrauen.

Ein greller Blitz, dem ein heftiger Donnerſchlag folgte, zuckte über den Himmel, große Tropfen fielen hernieder, und bald verſchwanden die Berge in einem dichten Nebelſchleier. André wickelte Noémi raſch in ſeinen eigenen Gummimantel und ſchlug vorſorglich noch eine dicke wollene Decke um ſie. Allein der Regen tropfte fortwährend durch die Plane, und die Dunkelheit war ſo groß, daß man kaum zehn Schritte vor ſich ſehen konnte.

Lange, lange noch dauerte dieſe unbehagliche Fahrt.

Da plötzlich ein verworrenes Getöſe. Der Wagen hielt, Hunde kläfften, und in die lauten Rufe herbeieilender Diener miſchte ſich eine ſcharfe Frauenſtimme.

Erſchrocken war Noémi in die Höhe gefahren. „Wo bin ich?" wollte ſie fragen, allein ſchon hatten geſchickte Hände ſie aus ihrem Gefängnis befreit. Man trug ſie durch den ſtrömenden Regen und legte ſie triefend vor Näſſe auf die Veranda eines Hauſes.

„Sei mir herzlich willkommen, meine liebe Noémi!" ſagte eine kräftige Stimme, in der ſie die ihres Schwiegervaters erkannte.

War es möglich? In Schwarzenſee befand ſie ſich! André hatte ſich ihren bewußtloſen Zuſtand zu nutze gemacht, um ſie heimtückiſcherweiſe hieherzubringen und ihren wieder-

gefundenen Freunden zu entreißen. Anstatt stolz und feierlich, wie sie einst geträumt, ihren Einzug hier zu halten, war sie nun auf diese erbärmliche Weise, wie eine Ware, und unter den spöttischen Blicken der Dienerschaft, über diese Schwelle gebracht worden.

Der Zorn erstickte sie fast; sie klagte André des Betrugs an — und dann, wie würde es mit Adalbert werden, der sie ja doch am nächsten Tage in ihrem Landhaus aufsuchen wollte?

„Meine liebe Noémi, verzeihe diesen wenig feierlichen Empfang, allein der von André geschickte Extrabote, der mir eure Ankunft mitteilte, kam nur eine Viertelstunde vor euch an."

„Ich selbst wußte nichts von meinem Hieherkommen," murmelte sie mit vor Empörung zitternder Stimme.

Ohne Noémi weiter auszufragen, rief der alte Herr die Wirtschafterin herbei.

„Thekla, führe Frau André Ostoya mit möglichster Vorsicht in die vorläufig für sie eingerichteten Räume."

Eine Frau, deren knöchernes Gesicht deutlich in Noémis Erinnerung haften geblieben war, kam auf sie zu, ohne den Kopf zu neigen oder ihr durch ein Wort ihr Bedauern oder ihre Teilnahme auszudrücken.

„Dieses Zimmer bewohnte die verstorbene Frau Ostoya vor ihrem Tode," bemerkte sie kurz, indem sie die junge Frau in ein großes, schlecht erleuchtetes Zimmer führte, das seit jener fernliegenden Zeit kaum je gelüftet worden war.

O, das abscheuliche alte Weib! Wozu solch schauerliche Bilder in ihr wachrufen?

„Die gnädige Frau wird das Abendessen doch wohl in ihrem Zimmer einnehmen? Ich werde die Jungfer zu ihrer Bedienung schicken."

Das Taschentuch der jungen Frau war zu Boden gefallen, Thekla aber geruhte es nicht zu bemerken, sondern verließ erhobenen Hauptes das Zimmer, Noémi in einem Zustand höchster Furcht und Erregung zurücklassend.

Warum nur André nicht kam? Jetzt sehnte sie seinen Anblick förmlich herbei. Endlich erschien er unter der Türe, aber wie finster und kalt er aussah! Steif und förmlich fragte er sie, ob ihr nichts abgehe, kündigte den Besuch des Arztes

für den nächsten Tag an und befahl einem in seiner Nähe stehenden Dienstmädchen, an ihrem Bett zu wachen.

Und nun war Noémi zum zweiten Male allein. Während sie voll Besorgnis an die Kluft dachte, die sie unvorsichtigerweise zwischen sich und ihrem Gatten geschaffen hatte, drangen plötzlich laute Flüche und Stockschläge aus der großen Halle her zu ihr herüber.

„Was geht denn vor?" fragte sie sich erschrocken.

„Verfluchter Schurke, du willst mich wohl umbringen?"

Türen wurden auf und zu geschlagen, Lichter huschten an ihrem Zimmer vorüber.

„Welch ein Unglück," rief das Dienstmädchen, „nun hat unser gnädiger Herr wieder seinen Gichtanfall! — Verwünschtes Gewitter! Wer hat denn das Fenster offen gelassen?"

In ihrem Bett vergraben, fielen Noémi die in der Gegend über die Heftigkeit der Ostoyas verbreiteten Gerüchte ein. Hatte man doch sogar behauptet, Andrés Mutter sei an den Folgen von Mißhandlungen gestorben. Selbstverständlich war das eine infame Lüge, aber in dem Gemütszustand, in dem sie sich befand, wirkte alles mit doppelter Macht auf sie ein, und der Gedanke, daß sie sich im Zimmer jener armen Frau befand, steigerte noch ihr Entsetzen. Schweißperlen standen ihr auf der Stirne. André! Warum kam er nicht? Was gäbe sie in diesem Augenblick darum, seine sanfte, liebevolle Stimme zu hören! Er aber bewohnte ja, wie man ihr sagte, in einem entlegenen Teile des Hauses ein Zimmer neben seinem Atelier — und ein unbeschreibliches Gefühl der Vereinsamung bemächtigte sich der jungen Frau.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kaum hatte Frau Teznar von dem Unfall ihrer Tochter und von deren unerwarteter Ankunft im Hause des alten Ostoya erfahren, so eilte sie höchst besorgt, zugleich aber auch von der Wichtigkeit ihrer Rolle als Schwiegermutter eines reichen Gutsbesitzers durchdrungen, nach Schwarzensee, wo sie sofort in laute Klagen ausbrach.

„Der Fürſt iſt unglücklich, daß er mich nicht begleiten konnte," ſagte ſie laut, ohne die ſpöttiſchen Blicke zu bemerken, mit denen ihre Ausrufe aufgenommen wurden.

Dann hatte ſie ſich am Bett ihrer Tochter niedergelaſſen und dieſe mit den übertriebenſten Zeichen der Fürſorge überhäuft.

„Du hätteſt beſſer daran getan, mir Malwa zu ſchicken," ſagte Noémi unfreundlich.

Die Geneſung der jungen Frau machte übrigens raſche Fortſchritte.

„Wie gut du es hier haſt," murmelte die Hilfsrichterin, einen Blick der Bewunderung auf die behagliche Einrichtung werfend. „Wie glücklich bin ich, dich endlich wohlgeborgen vor den Sorgen des täglichen Lebens zu wiſſen, wogegen ich —"

Der Augenblick ſchien ihr günſtig, ihrer Tochter die Geldverlegenheiten anzuvertrauen, in die ſie deren Verheiratung mit André gebracht, ſowie die Hoffnung, die ſie daran geknüpft hatte. Allein ſchon beim erſten Wort war Noémi, die auf einer Chaiſelongue lag, in die Höhe gefahren.

„Du biſt wohl nicht recht bei Troſte! Glaubſt du, ich verfüge über große Geldſummen?"

„Nein, nein, das nicht," ſtammelte Frau Teznar, „aber dein Mann, der kann dir doch — nichts abſchlagen?"

„André um etwas bitten?" ſchrie die junge Frau auf. „Lieber ſterben! Du denkſt wohl, es ſei alles roſig in einer aus Vernunft, ja faſt aus Zwang eingegangenen Ehe. Ihr konntet es ja kaum erwarten, bis ſie geſchloſſen war. — Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn man ſich noch ein wenig geduldet hätte." Und der Gedanke, daß Adalbert die Wahrheit geſagt und ſie jetzt vielleicht ſeine Frau ſein könnte, brachte ſie außer ſich.

Beſtürzt, ihren Ohren nicht trauend, hörte Vincente ihr zu.

O, das undankbare Kind! So alſo lohnte ſie ihrer Mutter die Opfer, deren ganze Tragweite ſie freilich nie, niemals erfahren durfte. Brennende Tränen entſtürzten Frau Teznars Augen. —

Dieſer ungnädige Empfang beim erſten Beſuche ſchreckte ſie indes keineswegs ab, denn ſie benützte jede ſich ihr dar-

bietende Fahrgelegenheit, die ſie zu ihrer angebeteten Tochter bringen konnte — den Karren eines Juden oder Bauern oder die Tarantaß des Verwalters.

Eines Tages kam ſie wie ein Wirbelwind hereingeſtürzt.

„Rate, wer mich heute in einem reizenden zweiräderigen Wägelchen hierhergebracht hat?“ fragte ſie.

„Warum ſchickſt du mir denn Malwa nicht?“ rief Noémi ärgerlich, anſtatt zu antworten. „Sie könnte dann zu meiner Zerſtreuung ein paar Tage hier bleiben.“

Obwohl verletzt durch die Worte ihrer Tochter, antwortete Frau Teznar dennoch in ſüßlichſtem Tone: „Heute wäre es nun jedenfalls unmöglich geweſen, da wir einen vornehmen Gaſt zum Abendeſſen erwarten.“

„Einen Bewerber?“ fragte die junge Frau verächtlich.

„Nein, das nicht — einen alten Bekannten — den Grafen Adalbert. Ja, ja, mein Liebling. Oder meinſt du, wir hätten ihn nicht empfangen ſollen — nach dem, was vorgefallen iſt? Allein, du glaubſt nicht, mit welcher Verzweiflung er uns von all den unglückſeligen Ereigniſſen und von den Kämpfen, die er mit ſeiner Mutter zu beſtehen gehabt hatte, erzählte.“

„Adalbert!“ wiederholte Noémi wie geiſtesabweſend.

„Auch von eurem Zuſammentreffen in Tatra-Füred ſprach er,“ fuhr die Hilfsrichterin, ihre Tochter verſtohlen betrachtend, fort, „und von dem freundlichen Entgegenkommen der Marſchallin. Von all dem hatteſt du mir kein Wörtchen geſagt. Sogar geküßt hat dich ja die launiſche Alte, und dir ein Armband geſchenkt. Ich war ſehr erfreut, denn ich hatte jenen Bruch unendlich bedauert. — André war gewiß ſtolz auf dieſe vornehme Bekanntſchaft, die dich in ſeinen Augen heben mußte!“

Noémi ſaß während dieſer Rede ihrer Mutter wie auf Kohlen und wechſelte fortwährend die Farbe.

„Soviel ich weiß,“ fügte Frau Teznar noch hinzu, „wollte dich der Graf am Tage nach deinem Unfall in eurem Landhaus beſuchen, da er jedoch vor verſchloſſene Türen kam, ſo hat er ſich hier melden laſſen.“

„In Schwarzenſee iſt er geweſen? Und mir hat man gar nichts davon geſagt? Wann war denn das?“

„Vorgeſtern. — Es wurde ihm gemeldet, du nehmeſt keine Beſuche an.“

„Ha, das iſt ſtark! Wie konnte man es wagen? Man betrachtet mich wohl als Gefangene?“

„Ich muß geſtehen, daß es mich auch befremdete. Gegen einen Mann von ſo tadelloſen Formen hätte André wohl etwas mehr Rückſicht zeigen können. — Eiferſucht kann doch wohl nicht mit im Spiel geweſen ſein, da er über eure früheren Beziehungen doch ſicherlich nicht unterrichtet iſt.“

„Ich weiß nicht, welche Beweggründe meinen Mann beſtimmt haben,“ ſagte Noémi ganz blaß vor Zorn, „jedenfalls aber kann es ſo nicht weitergehen.“

„Da haſt du ganz recht,“ ſagte die Hilfsrichterin. „Man muß dem Willen der Männer gleich von Anfang an mit Feſtigkeit entgegentreten. Ich habe dieſes Verfahren auch bei deinem Vater angewendet und mich recht wohl dabei befunden.“ Die Stimme etwas ſenkend, fuhr ſie fort: „Du haſt aber doch hoffentlich keinen Grund, dich über das Benehmen deines Gatten zu beklagen? Sei aufrichtig; iſt er dir ſchon einmal roh oder tyranniſch begegnet?“

„Ach, dieſes ewige Fragen könnte einen zur Verzweiflung bringen! Nein, geſchlagen hat er mich noch nicht, aber vielleicht kommt es noch einmal ſo weit. Trotzdem bin ich das unglücklichſte Geſchöpf der Welt!“

Verzweifelt hob die Hilfsrichterin die Arme in die Höhe. Aus den flammenden Blicken ihrer Tochter aber flackerte ein ſolch erſchreckender Zorn, daß ſie es für am klügſten hielt, ſich ſo raſch als möglich aus dem Staube zu machen. —

Nun war Noémi allein, allein mit ihrer Wut und Erbitterung. Wo mochte André ſein? Sollte er die Abſicht haben, ſie von der Welt abzuſchließen? Na, dann wollte ſie ihm ihre Meinung ſchon ſagen und ihre Rechte gebührend geltend machen!

In ihrer Aufregung hatte ſie ihre Schritte ſchließlich bis in den Empfangsſaal gelenkt, von wo aus ſie, das Geſicht an eine Fenſterſcheibe gelehnt, ihre erzürnten Blicke längs der hohen, ſich in den Seen ſpiegelnden Tannengruppen hinſchweifen ließ.

Langſam war die Sonne geſunken; ihre letzten Strahlen hatten die rauhen Fichtenſtämme und die bräunliche Erde mit roſigem Schimmer übergoſſen und blutigrote Streiflichter auf den Waſſerſpiegel geworfen.

Plötzlich fuhr Noémi erſchrocken zuſammen. Was war denn das für ein ſonderbarer Schatten, der dort auf dem goldigen Hintergrund zwiſchen den Bäumen auftauchte? Ihr Herz erbebte. — Er — Adalbert. War das möglich? — Triumphierende Freude erfüllte ſie, die Niedergeſchlagenheit, die ſich ihrer einen Augenblick bemächtigt hatte, verſchwand wie im Fluge.

Nun war ſie nicht mehr allein auf der Welt; er wenigſtens verließ ſie nicht. Ohne Zweifel hatte auch er ſie bemerkt, denn es war ihr, als habe er ihr einen liebevollen Gruß zugewinkt. — Ja, ſie wollte ihm vertrauen, gewiß würde er ihr helfen, dieſem Lebendigbegrabenſein zu entrinnen.

Schon ſah ſie ſich meilenweit entfernt, in einem großen, eleganten Saale, von Verehrern und Schmeichlern umringt, und dankbar flog bei dieſem Gedanken ihre Seele der des jungen Mannes entgegen.

Sie war im Begriffe, die Glastüre zu öffnen, um in den Park hinauszuſchlüpfen, als ſie beim ſcharfen Klang einer Stimme hinter ihr erſchrocken zuſammenfuhr.

„Fürchten gnädige Frau nicht die Abendluft? Sie iſt gefährlich, wenn man Fieber gehabt hat.“

Als Noémi ſich umwandte, ſah ſie Theklas hageres Geſicht vor ſich.

„Laſſen Sie mich in Ruhe! Ich weiß ſelbſt, was ich zu tun habe.“

Fünf Minuten, die Noémi wie eine Ewigkeit vorkamen, verfloſſen. Die Sonne war jetzt ganz verſchwunden. Da öffnete die junge Frau leiſe den Riegel der Glastüre, huſchte hinaus und verſchwand im Schatten der tief herabhängenden Zweige

Ehe ſie ſich's verſah, wurden ihre beiden Hände leidenſchaftlich erfaßt.

„Fliehen Sie,“ murmelte ſie, ſich losmachend, „man belauſcht uns.“

„O Noémi," rief Adalbert, die Hände der jungen Frau mit glühenden Küſſen bedeckend, „nehmen Sie wenigſtens dieſen Brief."

„Ja, aber gehen Sie raſch!"

„Nicht wahr, Sie kommen zu dem Rendezvous, um das ich Sie in dieſem Brief bitte?"

„Vielleicht."

Sich auf ein Knie niederlaſſend, küßte er den Saum ihres Kleides und floh dann in die Dunkelheit.

Langſam kehrte Noémi in den Salon zurück. In dem brennenden Verlangen, den Brief zu leſen, entfaltete ſie ihn raſch im verlöſchenden Tageslicht und verſchlang, dicht ans Fenſter geneigt, ſeinen Inhalt förmlich mit den Augen.

„Man hat mich von Ihrer Tür gewieſen, ich bin troſtlos. Täglich irre ich in der Gegend umher. Sobald Sie allein ausgehen können, ſei es zu Fuß oder zu Wagen, ſo denken Sie an die Jagdhütte beim ‚Weißen Kreuz'. Ich werde jeden Tag von drei bis vier Uhr dort ſein."

Da plötzlich war es ihr, als würde ihr Arm mit einem glühenden Eiſen berührt, und alles Blut erſtarrte ihr in den Adern.

„André — du — wie haſt du mich erſchreckt!"

Wie der Blitz war das Briefchen in ihrer Taſche verſchwunden. Auge in Auge, am ganzen Körper bebend, ſtanden ſich jetzt die beiden in der trüben Abenddämmerung gegenüber.

Einige verdachterregende, ihm vorhin von Thekla zugerufene Worte hatten ihn mißtrauiſch gemacht. Raſch war er von ſeinem Atelier in den Empfangsſaal geeilt, wo er Noémi beim Leſen eines Briefes überraſchte.

„Zeige mir den Brief, den du ſoeben verſteckt haſt," ſagte er in gebieteriſchem Tone.

Noémis Augen ſchoſſen Blitze.

„Mit welchem Recht verlangſt du das?"

„Gib ihn her, ich befehle es dir!" wiederholte er mit dumpfer Stimme.

Sie brach in Lachen aus.

„O," ſagte ſie mit einem verächtlichen Blick, „verſuche nicht, mich mit Drohungen zum Nachgeben zu zwingen. Es

würde dir ja doch nicht gelingen. Ich bin ein freies Weſen. Wenn du in mir die von euren Dichtern beſungene unterwürfige Gattin zu finden gehofft, ſo haſt du dich ſchwer getäuſcht. Ohne mein Wiſſen bringſt du mich hierher, trennſt mich von meinen Freunden, weiſt ihnen die Türe, ohne mir etwas davon zu ſagen, und nun willſt du auch noch meinen Briefwechſel kontrollieren? — Ich aber, ich laſſe mir das nicht gefallen — ich trotze dir!"

Flammenden Auges, mit bebenden Naſenflügeln ſtand ſie vor ihm.

Der ganze ſeit den letzten zehn Tagen zwiſchen ihnen angehäufte Zorn und Groll brach nun auf einmal los.

„Ja," fuhr ſie mit wachſender Erbitterung fort, „ich trotze dir, ich werde empfangen, wen ich will, und mir ſo viele Briefe ſchreiben laſſen, als mir gefällt."

Heftig packte er ſie an der Schulter. Auch ihn verließ jetzt die Kaltblütigkeit; er war nicht mehr Herr ſeiner Handlungen, noch ſeiner Worte.

„Ich weiß nicht, welche Niederträchtigkeit ſich hinter dem verſteckt, was du ſoeben ſagteſt. Das eine aber bedenke wohl: eher wird Blut zwiſchen uns fließen, als daß du dieſes Haus entehrſt. Auch ich bin der gefügige Gatte nicht, für den du mich vielleicht gehalten haſt. Wenn ich ſeit meiner Rückkehr geſchwiegen, alle Qualen, die mich verzehrt, in mein Herz verſchloſſen habe, ſo geſchah es nur, weil ich Mitleid mit deiner Schwachheit, mit deinem leidenden Zuſtand hatte. Heute aber, wo du mir mit ſolch unerhörter Kühnheit Trotz bieteſt, muß ich ſprechen. Noémi, zwiſchen dir und mir ſteht eine Lüge. Ich fühle ſie, und ſie vergiftet mir das Leben. Damals, als du mir ſagteſt, du habeſt niemand vor mir geliebt, logſt du. — Warum haſt du es mir verſchwiegen? Ich liebte dich ja ſo blind, du warſt für mich die Reinheit ſelbſt, ich glaubte an dich, wie man an etwas Heiliges glaubt, und der Gedanke, daß eine Lüge deine Kinderlippen auch nur hätte ſtreifen können, wäre mir niemals gekommen."

Ihre Geſichter berührten ſich jetzt faſt, aber vergebens verſuchte er in dieſen zornigen Augen, auf dieſem ſpöttiſchen Mund ein Zeichen der Reue zu leſen.

„Nun, ſo verteidige dich doch, ſage mir, daß ich mich getäuſcht habe, daß ich ein Narr bin, daß dies alles nur ein ſchrecklicher Traum iſt, daß du mich liebſt, daß du mein geliebtes, angebetetes Weib biſt!“

Ein Schluchzen entrang ſich ſeiner Bruſt. Die Lippen der jungen Frau aber blieben feſt geſchloſſen.

„Ha,“ ſtieß er mit einem Wutſchrei hervor, indem er ſeine Hand ſo feſt um ihre Schultern klammerte, als wolle er ſie zermalmen, „geſtehe es nur, du liebſt jenen Mann!“

Sein glühender Atem ſtreifte ihre Stirne.

„Laß mich los!“ ſchrie ſie. „Oder willſt du mich umbringen, wie dein Vater ſein Weib umgebracht hat?“

Angeſichts der Ungeheuerlichkeit einer ſolchen Behauptung hatte André die Hände ſinken laſſen.

„Nun ja,“ rief ſie — beleuchtet von dem durchs Fenſter hereinfallenden blaſſen Mondſchein — mit trotziger Stimme, „ich habe dich belogen, dich ohne Liebe geheiratet! Dem väterlichen Hauſe, der Armut, die mich bedrückte, wollte ich entrinnen. Aber meine Jugend, meine Schönheit, nach der du ja doch ſo großes Verlangen zu tragen ſchienſt, die ſchenkte ich dir doch. War das nicht genug? Trotzdem haſt du mich hart und grauſam behandelt, mich mit Eiferſucht und Tyrannei gequält. — Ich bereue es, dich geheiratet zu haben!“

Lange ſchon hatte ſie den Saal verlaſſen, André aber ſaß noch immer, das Geſicht in die Hände vergraben, auf dem Stuhl, auf den er ſich wie vernichtet hatte niederſinken laſſen. Die Kehle war ihm wie zugeſchnürt von all den Tränen, die er nicht weinen konnte.

„O Mika, Mika, ich habe meine kleine Mika verloren!“

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Malwa hatte ihre Schweſter ſeit deren Hochzeit nicht wiedergeſehen. Mit um ſo größerem Intereſſe hörte ſie jetzt halb bekümmerten, halb beruhigten Herzens die begeiſterten Schilderungen ihrer Stiefmutter vom vollkommenen Glück der Neuvermählten mit an.

Schon fing ihre Besorgnis allmählich zu schwinden an, als die plötzliche Ankunft des Grafen Adalbert sie von neuem in Aufregung versetzte. Was wollte dieser vornehme Herr, dessen einschmeichelndes und anscheinend gutmütiges Wesen ihr nur Mißtrauen einflößte? Wozu diese — man konnte wohl sagen — taktlosen Besuche in einer Familie, die er so schwer beleidigt hatte? In die größte Bestürzung aber geriet sie durch das unbegreifliche Entgegenkommen, mit dem Frau Teznar ihn empfangen hatte. Diese Gewissenlosigkeit ging wirklich zu weit.

Um diese Zeit übermittelte Vincente ihrer Stieftochter auch die Einladung Noémis, und als Malwa, tief bewegt durch diese Aussicht, zögerte, überschüttete sie Frau Teznar mit einer solchen Flut liebloser Worte, daß das junge Mädchen eilig einige Kleidungsstücke in einen kleinen Koffer warf und ihre Haushaltungsgeschäfte so rasch als möglich erledigte.

Müde von der Arbeit des Tages hatte sie sich am Abend ins Vorgärtchen unters Fenster der Wohnstube gesetzt. Wie schwer doch dieser Besuch in Schwarzensee auf ihrem Herzen lastete! Wie teuer die Freude, ihre geliebte Schwester wiederzusehen, bezahlt werden mußte!

Die laute Stimme des Starost, der Frau Teznar eine Menge Klatschgeschichten aus Tatra-Füred erzählte, riß Malwa aus ihren Träumereien. Ausführlich berichtete er von Adalberts und Noémis Abenteuer auf dem Karfunkelstein, von der unerwarteten Ankunft des Gatten und der schleunigen Abfahrt nach Schwarzensee.

„Nun ist mir plötzlich alles klar: Noémis Geheimnistuerei und ihre Zornanfälle," rief die Hilfsrichterin mit einem Lachen, bei dem Malwa erbebte. „Und Herr André will jetzt den Eifersüchtigen spielen! Da soll er sich nur in acht nehmen, denn Noémi läßt nicht mit sich spaßen."

Malwas Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Andrés Glück war in Gefahr — ihre düstere Ahnung in Betreff des Grafen hatte sie also nicht getäuscht! Jetzt gab es kein Zögern mehr. Flügel hätte sie sich wünschen mögen, um rascher nach Schwarzensee zu gelangen!

* * *

„Gnädiger Herr, Fräulein Teznar iſt ſoeben von Nowy angekommen.“

André hob den Kopf, ſah die beſcheidene, auf dem Vorplatz ſtehende Geſtalt und betrachtete ſie einen Augenblick ſcharf.

Tief erſchrocken blieb Malwa ſtehen. Großer Gott, dieſes blaſſe, finſtere Geſicht — es war ja kaum wiederzuerkennen!

„Wollen Fräulein Teznar vielleicht ins Zimmer der gnädigen Frau eintreten,“ ſagte der Diener, „die gnädige Frau iſt im Garten, wird aber wohl bald zurückkehren.“

Malwa folgte der Aufforderung. Durch das weit geöffnete Fenſter des geräumigen Zimmers drangen warme Sonnenſtrahlen, die auf den koſtbaren Spitzen der Kopfkiſſen und auf der meergrünen Seidendecke ſpielten. Ein leichter Wind führte den taktmäßigen Geſang der Mäherinnen und den kräftigen Geruch des friſch geſchnittenen Graſes herein. Alles atmete Frieden und heitere Freude.

„Nein, nein, es iſt nicht möglich,“ ſagte ſich Malwa, „daß das Glück dieſe Mauern verlaſſen hat!“

Da zog ein auf dem Fußboden liegendes zuſammengeknülltes Papier ihren Blick auf ſich. Ohne ihren Gedankengang zu unterbrechen, bückte ſie ſich, von ihrem gewohnten Ordnungsſinn geleitet, unwillkürlich danach und entfaltete es.

Himmel, was war das? Ein Brief Adalberts an Noémi! Ein Liebesbrief mit der flehentlichen Bitte um eine Zuſammenkunft mit ihm!

Sie war tief erblaßt, ihre Kniee zitterten.

Das alſo war die Abſicht dieſes Mannes! Erſt hatte er das junge Mädchen bloßgeſtellt, nun wollte er auch die verheiratete Frau verderben! Zornesröte ſtieg ihr in die Wangen. „Doch nein,“ dachte ſie dann wieder, „Noémi iſt ja leider gefallſüchtig und leichtfertig, aber doch eine anſtändige Frau — gewiß hat ſie den Unverſchämten bereits gebührend zurückgewieſen. Lag nicht ein Beweis dafür in der geringen Beachtung, die ſie ſeinen Briefen ſchenkte?“

Unfähig, noch länger auf die Rückkehr ihrer Schweſter zu warten, eilte ſie in die Vorhalle, bemerkte eine angelehnte Tür und ſtieß ſie auf.

Vor ihr ſtand André.

„Entſchuldigen Sie, ich ſuche Noémi — können Sie mir vielleicht ſagen —“

Mit demſelben eiſigen Blick von vorhin ſah er ſie an.

„Frau Oſtoya pflegt mir nicht Rechenſchaft über ihre Handlungen zu geben.“

Seine Stimme klang hart, und das Geſicht trug einen ſolch finſteren Ausdruck, daß Malwa erſchrak.

Nicht ein Wort des Willkomms war von ſeinen Lippen gekommen!

Mühſam beherrſchte ſie ſich und ſagte etwas haſtig: „Die Nachricht von der endgültigen Rückkehr in Ihr väterliches Haus hat mich unendlich gefreut!“

„Ja, ja, heimatlicher Herd, häusliches Glück, Familieneintracht — das war ja immer Ihr Ideal!“

Wie fein bitterer Ton Malwa ins Herz ſchnitt!

„Um Gottes willen, André, was iſt Ihnen? Quält Sie ein Kummer? Hat ſich irgend etwas ereignet?“

„Bah, wen könnte es wohl intereſſieren, ob ein Kummer mich drückt oder nicht?“

„Diejenigen, die Sie lieben,“ murmelte ſie.

„Diejenigen, die mich lieben?“ wiederholte er bitter, „wo ſind die zu finden?“

„Aber André, was fällt Ihnen ein, Noémi hat nicht aufgehört, Sie zärtlich zu lieben, dafür möchte ich einſtehen.“

„Zwiſchen meiner Frau und mir haben ſich ernſte Dinge zugetragen. Es ſind Worte gefallen, die eine unüberbrückbare Kluft zwiſchen uns aufgetan haben.“

„Aber ich bitte Sie, Worten, die wahrſcheinlich im Ärger geſprochen wurden, dürfen Sie doch kein ſolches Gewicht beilegen.“

„Laſſen wir die Sache ruhen, Malwa! Dieſes Geſpräch iſt mir verhaßt.“

„Nein, nicht eher, als bis Sie mir verſprochen haben, Noémi zu verzeihen,“ ſagte ſie mit Feſtigkeit. „Noémi iſt noch ein unreifes Kind, bedenken Sie die oberflächliche Erziehung, die ſie teils von einer ſie abgöttiſch liebenden Mutter, teils von einer alten, launiſchen und exzentriſchen Frau er-

halten hat! Aber das Herz ist gut, und Ihre Pflicht als Gatte ist es, diese kleine, flatterhafte Seele zu Ihnen emporzuziehen und zu schöner Entfaltung zu bringen."

„Man kann alles verzeihen, nur die Lüge nicht. Als ich meine Frau heiratete, verlangte ich nichts von ihr, als Offenheit — sie aber hat mich getäuscht. Niemals werde ich ihr das verzeihen."

„Ja, so sprechen Egoisten, Menschen, die andre nur nach sich selbst beurteilen. Jemand aber, der wahrhaft liebt, weiß nichts von solcher Engherzigkeit, sondern ist edel und großmütig und kann, wenn es sein muß, auch seine Eigenliebe, ja sogar seinen Schmerz überwinden. — Ach André, eine Liebe, die nicht auch Opfer bringen kann, hat nur geringen Wert!"

Ihre Stimme klang warm und überzeugend. Es war, als ob sie ihre ganze große Seele in diese Worte gelegt hätte.

„O Malwa, ich bin leider nicht so heilig angelegt wie Sie; meiner Ansicht nach muß die Liebe gegenseitig sein. Die Bande zwischen meiner Frau und mir sind zerrissen. Nicht an mir ist es, die Hand zur Versöhnung zu reichen — sollte sie sich aber erlauben — gewisse Grenzen —" er vollendete nicht, aber sein Gesicht war todesblaß geworden. — „Ach," fuhr er dann in rauhem Tone fort, „warum haben Sie, die Sie doch meine Freundin zu sein behaupteten, mich nicht von dieser Heirat abgehalten?"

„War das meine Sache?" Wie ein Vorwurf klang es aus ihrer Stimme.

„Nein," sagte er verwirrt, „Sie haben recht, es war vielleicht nicht Ihre Sache."

Die ganze Vergangenheit erstand plötzlich wieder vor seinem Geiste, während er dieses sanfte, treue Geschöpf betrachtete, das, wie er jetzt fühlte, sein eigen hätte werden können. Auch sie hatte ihre großen, ernsten Augen zu ihm aufgeschlagen, und ihre Blicke tauchten ineinander, als wollten sie gegenseitig in ihren Seelen lesen. Nur das Summen der Bienen vor den Fenstern unterbrach die tiefe Stille um sie her.

„O Malwa," murmelte er dumpf, indem er ihre Hände heftig ergriff und sie krampfhaft drückte, „so nah war mir das Glück, und ich habe es nicht zu ergreifen gewußt!"

Nun war er fort. Die Worte aber, die sich unter Schluchzen seinen Lippen entrungen hatten, klangen noch in Malwas Herzen nach. Sie summten in ihren Ohren, und sie mußte sich an einem Möbel halten, um nicht umzusinken.

So sah er also seine Torheit ein! Er bereute die Vergangenheit — er war unglücklich! Ach, welch ein Gedanke, daß sie, die ihn so glühend geliebt, durch einen falsch angebrachten Edelmut vielleicht sein Unglück herbeigeführt hatte! — All die heiße, so lange in ihrer Brust verschlossene und unterdrückte Liebe drängte sich jetzt hervor, ohne daß sie die Kraft gefunden hätte, sich dagegen zu wehren. Dabei dachte sie voll Erregung an Andrés Worte über Noémi. Was mochte das für eine unüberbrückbare Kluft sein, die sich zwischen ihm und seiner Frau aufgetan hatte? Wäre es möglich, daß die beiden künftighin als Fremde nebeneinander hergingen? Nein, nein, denn Noémi würde ein solches Joch jedenfalls bald von sich abschütteln. Gibt es ja doch Mittel und Wege, drückende eheliche Bande wieder zu lösen. Erschrocken bebte sie vor diesem verlockenden Bilde zurück, das gleich einer Vision vor ihrem Auge erstand, und zitternd, wie in tödlicher Angst, faltete sie die Hände, während alles Blut sich ihr vom Herzen ins Gehirn drängte und ihre Augen trübte.

Der leise Flügelschlag einer Schwalbe gegen das Fenster riß sie aus diesem traumhaften Zustand. Sie hob den Kopf, bemerkte im Spiegel ihr erhitztes, verzerrtes Gesicht, und ein Grauen vor ihr selbst erfaßte sie. Beschämt, von Gewissensbissen gepeinigt, richtete sie sich in die Höhe.

„O du niedriges, selbstsüchtiges Herz," stöhnte sie, „wie kannst du dich solch sündhaften Gedanken hingeben, während das Glück deiner armen Schwester in Gefahr ist! Du schlechte, erbärmliche Seele, ich will dich schon besiegen, dich zermalmen, wenn es nötig ist — diesen Augenblick der Schwäche sollst du mir teuer bezahlen!"

Sie hatte sich nun wieder ganz in der Gewalt. Rasch öffnete sie die ins Freie führende Glastüre und schlug den längs des Sees hinführenden Weg ein, um Noémi entgegenzugehen.

Bald entdeckte sie auch die junge Frau am Waldesrand zwischen Farn- und Heidekraut. Ein Hirtenknabe war soeben

auf ſie zugekommen und übergab ihr einen Brief ſamt einem Blumenſtrauß, was ſie beides eilig verſteckte. Von Angſt getrieben, nur mühſam das ſtürmiſche Klopfen ihres Herzens bemeiſternd, eilte Malwa vorwärts.

„Ah, da biſt du ja!“ rief Noémi. „Jetzt endlich, nachdem ich wieder geſund bin, kommſt du. Ich konnte deine Ankunft kaum erwarten; es gibt eine Menge Sachen für dich zu tun. Meine Jungfer iſt ein dummes Ding. Und dann — kannſt du mir auch als Gardedame dienen.“

Prüfend, mit ernſtem Geſicht, ſah Malwa ſie an, ohne zu antworten.

„Jawohl, als Gardedame,“ fuhr ihre Schweſter mit etwas erregter Stimme fort, „denn ich lebe hier wie eine Gefangene. André iſt durchaus nicht der ideale Mann, den du mir geſchildert haſt, ſondern ein eiferſüchtiger Tyrann.“

Freundlich hatte Malwa ihre Hand ergriffen.

„Komm, ſetze dich hier zu mir auf dieſe Bank und ſchütte mir ganz offen dein Herz aus. Nicht wahr, du haſt Unvorſichtigkeiten begangen und deinen Gatten gekränkt — die Männer ſind gar eiferſüchtig auf ihre Rechte.“

„Was willſt du damit ſagen?“ rief Noémi auffahrend. „Ich werde wohl ſelbſt am beſten wiſſen, wie ich mich zu benehmen habe.“

„Höre, Mika, ſei aufrichtig. Es gehen Gerüchte über dich in der Gegend um, die deine Ehre und die deines Mannes angreifen.“

„Unſinn, wie kannſt du ſolchen Klatſchgeſchichten Gehör ſchenken?“

„Es gibt einen gewiſſen Namen, der mit dem deinigen nicht zuſammen genannt werden darf.“

„Adalbert?“ rief ſie, in helles Lachen ausbrechend. „Du biſt wirklich albern mit deinen Moralpredigten. Was iſt Schlimmes dabei, daß ich einmal mit ihm getanzt und mich an demſelben Ausflug wie er beteiligt habe.“

„Mikachen, warum mir gegenüber Ausflüchte machen? Du weißt ſehr gut, daß mehr dahinter iſt. Willſt du es leugnen, daß dich dieſer Mann überreden will, heimlich mit ihm zuſammenzutreffen?“

„Ja, ich leugne es, es iſt eine elende Verleumdung, und wer dir das geſagt, hat gelogen.“

„Und dieſer Brief, den ich in deinem Zimmer fand,“ rief Malwa entſchloſſen — „und jener andre, den du ſoeben erhalten haſt — ſo geſtehe doch.“

Wütend entriß Noémi ihrer Schweſter den Zettel.

„Wie, noch biſt du kaum eine Stunde hier und machſt bereits die Spionin, durchſuchſt meine Sachen und verbindeſt dich mit meinem Gatten gegen mich? Das iſt doch wirklich eine abſcheuliche Rolle, die du da ſpielſt,“ rief ſie mit bebender Stimme. „Aber freilich, ich hätte mir's ja denken können nach dem leidenſchaftlichen Intereſſe, das du André vor ſeiner Verheiratung entgegenbrachteſt.“

Heftig zuckte Malwa unter dieſer Kränkung zuſammen.

„O, wie kannſt du ſo etwas zu behaupten wagen?“ Dann fuhr ſie mit einer Heftigkeit, deren ihre Schweſter ſie gar nicht für fähig gehalten hätte, fort: „Nun ja denn, es iſt wahr, ich habe André geliebt — mit der ganzen Glut meiner Seele geliebt. Zuerſt ſträubte ich mich gegen dieſes Gefühl, deine Mutter aber hat meine Bedenken bald zu beſiegen gewußt. Da, eines Tages kamſt du zurück — bitter, mit verwundetem Herzen, und von dieſer Zeit an iſt alles anders geworden — du ſelbſt kennſt das Intrigenſpiel, das ihr aufführtet, beſſer als ich. Wahrſcheinlich dachtet ihr, meine Pflicht ſei es, mich zu opfern. Ich durfte doch kein Hindernis für dein Glück ſein! Und dabei habt ihr nicht bedacht, daß auch ich ein Herz habe. Aber ich war ſtolz — ich habe meine Tränen vor euch verborgen — und ich habe dir verziehen — denn du warſt eben doch noch immer meine kleine Mika, die ich einſtens auf den Armen gewiegt. Das eine nur verlangte ich von dir, daß du deine Pflichten gegen deinen Gatten und Schwiegervater treu und ehrlich erfülleſt.“

Die junge Frau lachte höhniſch auf.

„Du verlangteſt es?“

„Ja, ſo wie ich heute von dir verlange, daß du den Unverſchämten, der es wagte, ſich dir unehrerbietig zu nahen, von dir weiſeſt. O, Noémi, ich flehe dich an, öffne die Augen,

ehe es zu ſpät iſt! Kehre in deine Häuslichkeit und zu deinem Manne zurück, den du aus freien Stücken geheiratet haſt. Geſtehe ihm deine Torheit, deinen Mangel an Vertrauen."

„Ich ihm ein Unrecht geſtehen, mich ſo weit erniedrigen!" rief die junge Frau bebend aus. „Da liefe ich lieber alle Tage zu einem andern Stelldichein!"

„Schweige, du läſterſt! Ich werde es nicht zugeben, daß du die Ehre deines Mannes in den Kot ziehſt!"

Ein trotziges Lächeln blitzte in Noémis Augen auf, und das ſoeben erhaltene Briefchen ſchwingend, ſagte ſie: „Jedenfalls wirſt du mich nicht hindern, vorläufig einmal zu dieſem Stelldichein zu gehen!"

„Ha," rief Malwa mit geballten Fäuſten, „ſo wiſſe denn, daß dein Weg in die Arme dieſes Elenden nur über meinen Leichnam führt!"

„Das wollen wir doch ſehen!"

Ohne ihre Schweſter eines Blickes zu würdigen, ging Noémi dem Hauſe zu, während die fröhlichen Klänge der zu Tiſch rufenden Glocke die Luft erfüllten.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Erregten Gemütes hatten ſich das junge Ehepaar und Malwa um den Familientiſch verſammelt. Nur der alte Oſtoya, den ſeine Gicht gerade nicht quälte, war in guter Laune.

„Da wir beide nun endlich wieder auf den Beinen ſind, meine liebe Noémi," ſagte er, „ſo dachte ich, es ſei dir und deiner Schweſter vielleicht angenehm, nach Tiſch die Milchkammern zu beſichtigen. Die Mägde ſind bereits benachrichtigt und freuen ſich auf deinen Beſuch."

„Ich bitte, mich zu entſchuldigen," erwiderte die junge Frau, in deren Augen es ungeduldig aufgeblitzt hatte, „allein ich habe dir wohl ſchon einmal geſagt, daß ich der Landwirtſchaft nur wenig Geſchmack abgewinnen kann — außerdem habe ich ſchon anderweitig über meinen Nachmittag verfügt. Malwa aber wird mich ja ſehr vorteilhaft vertreten."

„Takt und Anſtandsgefühl ſollten dir doch wenigſtens eine gewiſſe Rückſichtnahme für meinen Vater gebieten," rief André, zornfunkelnde Blicke auf ſeine Frau ſchleudernd.

Kreideweiß vor Wut ſtieß Noémi ihren Teller zurück.

„Ich laſſe mich nicht öffentlich beleidigen," ſagte ſie, indem ſie mit erhobenem Haupte hinausging.

In ihrem Zimmer angelangt, ſchluchzte ſie, das Geſicht in die Kiſſen vergraben, leidenſchaftlich: „Ja, rächen, rächen will ich mich!"

Wie ſie in dieſem Augenblick alle dieſe Menſchen haßte, die glaubten, ſie ihren Launen gefügig machen zu können! Allein ſie wollte ihnen ſchon trotzen — und was dieſes Stelldichein betraf — nun wollte ſie erſt recht hingehen. Man behandelte ſie als ungezogenes Kind, das man ſchulmeiſtert — nun, ſie würde ſich ſchon wehren!

Eine Staubwolke, verbunden mit dem Geräuſch rollender Räder, verkündigte ihr, daß André nach Nowy weggefahren ſei.

Nun war ſie frei, frei!

* * *

Malwa am Arm führend, zeigte der alte Oſtoya, der trotz der Unfreundlichkeit ſeiner Schwiegertochter ſtrahlte, dem jungen Mädchen die zahlreichen Verbeſſerungen, die er auf ſeinem Gute vorgenommen hatte. Dabei wunderte er ſich nicht wenig über ihre verſtändigen Bemerkungen, ſowie ihre landwirtſchaftlichen Kenntniſſe. Und mit welch tiefer Liebe ſie von dem polniſchen Lande und ſeinem Volke ſprach! Er war ganz gerührt. „Dieſes Mädchen hätte meine Schwiegertochter werden ſollen," ſagte er ſich, „die würde ihre Stellung als Hausfrau, Gattin und Mutter auszufüllen verſtanden haben — wogegen die andre — ha, dreifacher Tor, eine ſolche Lebensgefährtin verſchmäht zu haben, er, der doch die Wahl zwiſchen den beiden Schweſtern gehabt hatte! Auf welch ſchwankendem Boot ſchwimmt von nun an das Glück von uns allen!"

Als die beiden auf die Veranda zurückkehrten, ſchlug es drei Uhr auf der großen Standuhr in der Vorhalle. Malwas Herz trafen dieſe Töne wie die Verkündigung eines ſchweren

Unglücks, und als auf der Freitreppe einige Beſucher ſichtbar wurden, benützte ſie die Gelegenheit, ſich davonzumachen und ins Zimmer ihrer Schweſter zu laufen — es war leer.

„Wiſſen Sie, wo die gnädige Frau iſt?“ fragte ſie einen unter dem Fenſter vorübergehenden Diener.

„Ausgegangen, gnädiges Fräulein, ganz allein, vor etwa dreiviertel Stunden.“

Malwa warf ihm einen beſtürzten Blick zu.

Fort und allein! Da konnte kein Zweifel beſtehen. Noémi war zum Stelldichein beim „Weißen Kreuz“ gegangen. — —

Immer gerade aus, quer durch feuchte Wieſen, über blumenbeſäte Waldlichtungen, ſteile Abhänge hinauf lief Malwa jetzt mit ſchwer atmender Bruſt und im Winde flatternden Haaren.

Nur zur rechten Zeit an Ort und Stelle ſein, das war ihr einziger Gedanke.

Ein über Felſengeröll ſprudelnder Gebirgsbach hemmte plötzlich ihren Weg. Am Ufer ſaß ein alter Hirte bei einer Herde ſchwarzer Schafe.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ rief ſie ihm zu. „Welches iſt der Weg nach dem ‚Weißen Kreuz‘?“

„Der Fußpfad links. In einer kleinen Stunde iſt das Fräulein dort.“ Malwa zuckte erſchreckt zuſammen.

„Und wenn man das Flußbett entlang geht?“

Der Mann lächelte.

„Da wäre es kaum dreißig Minuten, aber das Waſſer iſt eiskalt; Sie würden ſich den Tod holen nach dem raſchen Laufen.“

Malwa ſchüttelte den Kopf, zog eilig die Schuhe aus und trat ins Waſſer. Darf man ſich durch ſolche Kleinigkeiten abhalten laſſen, wenn es ſich um das Glück ſeiner Lieben handelt?

Dennoch hatte bei der Berührung mit dem eiſigen Waſſer ein kalter Schauder ihren ganzen Körper geſchüttelt.

„Doch was ſchadet es?“ dachte ſie weiter. „Die Bewegung wird mich ſchon wieder erwärmen, die Hauptſache iſt, daß ich mein Ziel ſo bald als möglich erreiche.“

Weder auf die im kriſtallklaren Waſſer ſich tummelnden Fiſche noch auf die harten Kieſelſteine, die ihre zarten Füße wund riſſen, achtete ſie. Manchmal wohl glitt ſie auf einem ſchlüpfrigen Granitblock aus und ſank mit einem Knie ins Waſſer, doch raſch richtete ſie ſich wieder in die Höhe, wand ihr durchnäßtes Kleid aus und ſetzte ihren Lauf mit erhobenem Haupt und ſtarr nach vorwärts gewandtem Blick fort.

Endlich tauchte auf der Anhöhe ein Dach aus den hohen Buchen auf und auch die Umriſſe eines Pferdes wurden zwiſchen den Zweigen ſichtbar.

Malwas Herz ſchlug zum Zerſpringen. Ihre ganze Kraft zuſammenraffend, kletterte ſie, ſich an den Felſenkanten anklammernd, das ſteile Ufer hinauf und erreichte endlich mit zerſchundenen Händen und durchnäßten, beſchmutzten Kleidern die Landſtraße.

* * *

In der einfachen, aus Knüttelholz zuſammengefügten Jagdhütte, die Adalbert vom Grafen X., einem ſeiner Freunde, zur Verfügung geſtellt worden war, ging der elegante Edelmann ſeit drei Uhr Nachmittags ungeduldig wartend auf und ab.

In dem von einem einzigen mit Klematis umrankten Fenſter nur matt erleuchteten Raume, der in ſeiner Einfachheit einen ſeltſamen Gegenſatz zu der modiſchen Erſcheinung des jungen Mannes bildete, ſtanden auf einem Tiſchchen eine Flaſche ſpaniſchen Weines, Kuchen und eine Schale mit Obſt.

„Ob Noémi wohl kommen wird?“ fragte ſich der Graf voll Unruhe und horchte geſpannt auf jedes Geräuſch.

O, welch ein Glück, ſie wiederzuſehen, ſie in ſeinen Armen zu halten und ſich an ihren ſüßen Lippen zu berauſchen! Diesmal ſollte ſie ihm aber, bei Gott, nicht wieder entſchlüpfen! Sein mußte ſie werden, keine Macht der Erde ſollte ihn daran hindern!

Ein leiſes Rauſchen auf der Schwelle und ſein Herz drohte ſtillzuſtehen.

„Meine Mika, meine Königin!“

Sie war es in der Tat. Mit blaſſem Geſicht, aber freundlicher Miene kam ſie auf ihn zu; an ihrem Gürtel

glänzte verheißungsvoll der Strauß, den er ihr am Morgen geſchickt hatte.

„Ja, ich bin es," ſagte ſie feſt, „ich bin gekommen — ich wollte mit Ihnen ſprechen — Ihnen ſagen —"

Stoßweiſe kamen die Worte von ihren Lippen.

„Ihre Liebe iſt es doch vor allem, die Sie mir bringen, o, ſprechen Sie," flehte er inbrünſtig.

Sie aber richtete das feine Köpfchen in die Höhe.

„Nur keine Mißverſtändniſſe, ich bitte. Ich erlaube Ihnen, mich zu lieben, weiter nichts. Und Sie haben verſprochen, mein Ritter zu ſein. Nun ſagen Sie, wie wollen Sie mir dienen? Seit zehn Tagen iſt mein Leben die reinſte Hölle. Ich halte es nicht mehr aus in dieſem finſtern Schloß, wo man mich tyranniſiert und ſchulmeiſtert. Es gibt nur ein Mittel, mich zu befreien, und das iſt, meinen Mann aus dieſer Umgebung herauszureißen und ihn für die Überſiedlung in eine große Stadt zu gewinnen. Wollen Sie mir dabei helfen. Haben Sie ſchon einen Plan entworfen?"

Der junge Mann überlegte.

„Hören Sie, was ich mir ausgedacht habe. Mein Vetter, der Graf Waſiliewicz, läßt jetzt eben ein kleines Palais in Paris erbauen. Wenn ich ihn nun veranlaßte, Herrn Oſtoya die dekorative Malerei zu übertragen?"

Ein Freudenſtrahl blitzte aus Noémis Augen.

„Könnten Sie das wirklich erreichen?" fragte ſie lebhaft.

„Befehlen Sie, und es ſoll mir gelingen! Aber dann — werden Sie mir keine Gunſt gewähren? Früher pflegten die Damen ihre Ritter zu belohnen."

Ein geheimnisvolles Lächeln huſchte um die Lippen der jungen Frau.

„Erſt befreien Sie mich — dann wollen wir weiter ſehen," ſagte ſie ein wenig ſpöttiſch.

„Und wie iſt es mit einem Unterpfand. — Soll ich das nicht wenigſtens bekommen?"

Raſch wie der Blitz hatte ſie ſich zu ihm heruntergeneigt und ſtreifte ſeine Stirn und Haare ein wenig mit den Lippen.

Blaß, als habe ihn ein elektriſcher Schlag getroffen, fuhr er in die Höhe. „Sie machen mich toll!" rief er, indem er

ſie leidenſchaftlich in die Arme ſchloß und ſie zwang, ſich neben ihn auf die Bank zu ſetzen. „O Mika, ſtoßen wir das Glück, das ſich uns darbietet, nicht von uns! Bedenken Sie, daß ich der erſte war, der Ihr Herz hat höher ſchlagen laſſen — derjenige, dem Sie bis ans Ende der Welt folgen wollten.“

Mit herausfordernder Miene hatte ſie den Kopf an ſeine Schulter gelehnt. Die Nähe der Gefahr berauſchte ſie. Voll Trotz dachte ſie an ihren Gatten, an ihre Schweſter und an ihren Schwiegervater. Einem Kinde gleich fand ſie Gefallen daran, mit der Flamme zu ſpielen.

„Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben,“ murmelte er, indem er ſeine Lippen den ihrigen ſo nahe brachte, daß er ihre leiſe geflüſterten Worte kaum hörte: „Lieben — laſſen will ich mich gern.“

Da knarrte die Türe und öffnete ſich weit. Eine weibliche Geſtalt mit zerzauſten Haaren und beſchmutzten Kleidern trat ein.

„O, wie niederträchtig! — Wie erbärmlich!“

Mit einem Satz waren die beiden jungen Leute in die Höhe gefahren.

„Malwa!“

Heftig hatte ſie die Hände ihrer Schweſter erfaßt.

„So biſt du alſo doch hiehergekommen, Noémi! Du haſt dich nicht geſcheut, den rechtſchaffenen Mann, deſſen Namen du trägſt, durch deine Gegenwart hier zu beſchimpfen? Und Sie, mein Herr — was für eine Rolle ſpielen Sie dabei?“

Adalbert war auf das junge Mädchen zugegangen.

„Sie täuſchen ſich vollſtändig über unſre Abſichten, mein Fräulein — die Beſorgnis für Ihre Frau Schweſter geht doch wohl etwas zu weit. Herr Oſtoya hat es ungerechterweiſe für gut befunden, mir den Eintritt in ſein Haus zu wehren. Wir aber widerſetzen uns auf Grund unſrer alten Freundſchaft, indem wir uns auf neutralem Gebiete treffen. Hinter der ganzen Sache ſteckt nichts weiter, als die unſchuldigſte Kinderei.“

„Eine Kinderei,“ murmelte Malwa empört, „wenn es ſich um die Ehre einer Frau handelt!“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie an meiner tiefen Hochachtung für Frau Oſtoya zweifeln.“

„Ich kenne die Spitzfindigkeiten der geſellſchaftlichen Umgangsſprache nicht, doch glaube ich, daß Leute, die ſich verſtecken, kein gutes Gewiſſen haben. Sie ſagen, Sie achten meine Schweſter — nun, ſo beweiſen Sie es dadurch, daß Sie ſie auf immer meiden.“

Noémi vermochte ſich kaum noch zu beherrſchen.

„Wie kannſt du es wagen, dich hier einzumiſchen!“ rief ſie heftig. „Mußt du dich denn immer in meinen Weg drängen? Schämſt du dich nicht deiner Spionierei? Das iſt alſo der Dank dafür, daß ich dich in mein Haus eingeladen habe? Anſtatt einer teilnehmenden Schweſter finde ich eine Feindin in dir! Entferne dich auf der Stelle und gehe wieder dahin, wo du hergekommen biſt!“

„Nein,“ ſagte Malwa entſchloſſen, „nicht bevor dieſer Herr mir ſein Ehrenwort gegeben hat, noch heute unſre Gegend zu verlaſſen.“

Das war nicht mehr die beſcheidene Malwa, das ſtille, gefügige junge Mädchen, das man nach ſeinem Gefallen lenken konnte, ſondern ein energiſches Weib, das Gehorſam verlangte.

In dieſem Augenblick ertönte das Rollen von Rädern auf der Landſtraße.

Haſtig war Malwa nach der Türe geſtürzt und ſah nun auf der neben dem Bach in Windungen hinführenden Straße Andrés Tarantaß direkt auf die Jagdhütte zukommen. Ob er ſie wohl ebenfalls bemerkt hatte? Es ſchien ſo, denn er hieb mit verdoppelter Kraft auf ſein Pferd ein.

Aber wie war es möglich, daß er ſich plötzlich mitten im Gebirge befand, da ihn doch dringende Geſchäfte nach Nowy gerufen hatten? Kam er aus Zufall, oder in einer Regung der Eiferſucht, oder am Ende infolge der Anzeige eines Untergebenen? Malwa ſchwindelte es. Und doch mußte raſch ein Entſchluß gefaßt werden.

„Du haſt meinen Gatten benachrichtigt!“ ſchrie die junge Frau empört.

Ohne dieſe beleidigende Anſchuldigung einer Antwort zu würdigen, ſagte Malwa mit einer Beſtimmtheit, die den jungen

Leuten Gehorſam abnötigte: „Du, Noémi, bleibſt hier in der Hütte und öffneſt unter keiner Bedingung — und Sie, mein Herr, folgen mir!“

Eilig griff der junge Mann nach Handſchuhen, Hut und Peitſche. Dieſes Abenteuer fing wahrhaftig an, ungemütlich zu werden. Zuerſt die Schweſter, nun auch noch der Gatte! Die Marſchallin hatte recht, dieſe Noémi brachte Unglück. Mit Blitzesſchnelle ſtanden allerlei ſchreckliche Bilder vor ſeinem Geiſt: Duell, Skandal, mütterlicher Fluch. Raſch lief er auf ſein Pferd zu, machte es los und ſchwang ſich in den Sattel. Wie eilig er es hatte, einige Kilometer zwiſchen ſich und dieſe Unglücksfamilie zu legen!

„Schwören Sie mir,“ murmelte Malwa, „daß Sie die Gegend verlaſſen werden.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ ſagte er im Tone der Wahrheit, „daß ich mich noch heute abend auf den Weg nach Paris begeben werde.“

Andrés Tarantaß war jetzt kaum noch fünfzig Meter entfernt. Da ſtellte ſich Malwa entſchloſſen auf die Zehenſpitzen und ſagte, noch ehe der junge Mann ihre Abſicht erraten hatte: „Küſſen Sie mich!“

Verwundert, verſtändnislos ſah er ſie an.

„Küſſen Sie mich,“ wiederholte ſie in einem Tone, der keinen Widerſpruch duldete, indem ſie die reine Stirne dem jungen Manne darreichte. „Begreifen Sie doch — es geſchieht für Noémi — um ſie zu retten. Nicht Noémi lieben Sie, nicht ſie haben Sie hier treffen wollen, ſondern mich — mich, die Schweſter.“

Nun endlich wurde ihm die erhabene Hingebung, die unendliche Selbſtverleugnung dieſes einfachen Mädchens klar, das ſich ohne Beſinnen aufopferte. Und er, der blaſierte, ſelbſtſüchtige Lebemann, der gewohnt war, nur ſeinen Launen zu folgen, wurde von Rührung und tiefer Hochachtung ergriffen.

„Gott ſegne Sie!“ ſtammelte er und ſich herunterneigend, drückte er einen ehrfurchtsvollen Kuß auf dieſe keuſche Stirne, die noch niemals von einem Manne berührt worden war. Dann gab er ſeinem Pferde die Sporen und verſchwand im Walde.

André war jetzt nur noch wenige Schritte entfernt.

Mit blutleerem Geſicht wandte ſich Malwa ihm zu. Sie hatte Wort gehalten, Noémi war gerettet. Zwiſchen ſich und dem Manne aber, den ſie liebte, hatte ſie dadurch eine unüberſchreitbare Schranke errichtet.

„Sie — Sie ſind es!“ rief André, ſtarr vor Erſtaunen. „Sie — und nicht Noémi — der Bauer hat ſich alſo getäuſcht!“

Ein Gefühl unſagbarer Freude durchflutete ſein ſo lange gequältes Herz. Mika, ſeine kleine Mika, ſein Glück, ſein höchſtes Gut, ſie war unſchuldig!

Eine Zentnerlaſt fiel ihm von der Seele, und nun erinnerte er ſich auch einer Menge Einzelheiten, gewiſſer rätſelhafter Worte, die Noémi über Adalbert und Malwa ausgeſprochen hatte. Und dann dieſer Brief — der ohne Zweifel an Malwa gerichtet war!

Wie bereute er jetzt ſeine ungeſtüme Heftigkeit, die Noémi natürlich zu Widerſpruch und Trotz angereizt hatte! Ein ganzes Leben voll Liebe war kaum im ſtande, ſo viel Ungerechtigkeit und Grauſamkeit wieder gut zu machen!

Er hatte ſeinen Tarantaß verlaſſen und kam jetzt auf Malwa zu.

Allein trotz der Ruhe, die in ſein Herz eingekehrt war, empfand er ein Gefühl tiefſter Erbitterung. Malwa war ja die Friedensſtifterin — und doch, der Gedanke, daß ſie ſich von dieſem oberflächlichen Gecken hatte betören laſſen, empörte ihn. So war ſie alſo auch nicht beſſer, als die meiſten ihres Geſchlechts — ſie, die er ſo hoch geſtellt und mit ſolch heiliger Liebe verehrt hatte!

An die Mauer gelehnt, ſah Malwa ihm unverwandt in die Augen, aber anſtatt der Schamröte, die er auf ihrem Geſicht zu ſehen erwartet hatte, bemerkte er nur eine tödliche Bläſſe.

„Entſchuldigen Sie die Störung!“ ſagte er kalt. „Ein Irrtum, den ich mir nie verzeihen werde, hat mein Hieherkommen veranlaßt. Doch kann ich nicht umhin, Ihnen meine höchſte Verwunderung auszuſprechen.“

„Warum wundert Sie meine Handlungsweiſe ſo ſehr?“

„Weil Sie weder mit Ihrem Charakter, noch mit Ihrer Vergangenheit im Einklang ſteht.“

„Über Gefühlsſachen läßt ſich nicht ſtreiten, und ich bin frei und Herrin meiner Handlungen, dächte ich.“

Er brach in höhniſches Lachen aus. „Aber ich bitte Sie, meine liebe Malwa, Sie werden mich doch nicht für einen ſolchen Einfaltspinſel halten? Bedenken Sie denn nicht, daß Sie mir von nun an das Recht geben, das Schlimmſte von Ihnen zu denken!“

Als habe ein Peitſchenſchlag ſie getroffen, ſo zuckte ſie unter dieſer Beſchimpfung zuſammen. Eine Blutwelle ſtieg ihr ins Gehirn und verdunkelte ihren Blick. War es möglich, daß dieſer Mann es wagte, ſie einer Gemeinheit zu verdächtigen, ſie als ein verlorenes Geſchöpf zu betrachten, weil ſie in ihrer Opferfreudigkeit den Mut gefunden hatte, jenem Mann ihre Stirne zum Kuſſe darzubieten? O, wie böſe und grauſam die Menſchen doch ſind!

Von Schmerz und Empörung durchtobt, griff ſie mit beiden Händen nach dem Kopf.

„Sie verteidigen ſich nicht einmal?“ ſagte er voll bittern Hohnes. „Nun denn, ſo bin ich eben um eine Illuſion ärmer, und Sie geben mir von neuem den Beweis, daß die Welt nur Lug und Trug iſt!“

Seine zornbebende Stimme zerriß Malwas Herz, aber ſie blieb ſtumm. Auf eine Bank hingeſunken, erſchien ſie mehr tot als lebendig. Als ſie den heldenmütigen Entſchluß gefaßt hatte, ſich für ihre Schweſter zu opfern, war ihr in ihrer Herzensunſchuld nicht entfernt der Gedanke an die Möglichkeit einer beleidigenden Deutung ihrer Handlungsweiſe gekommen. Sie wußte eben nicht, daß der Menſch inſtinktmäßig das Schlimmſte vermutet.

Von nun an war ſie in ſeinen Augen geſunken. Nur noch Verachtung würde ſie künftighin in ſeinen Blicken leſen!

„Was erwarten Sie jetzt eigentlich von der Zukunft?“ fragte er in ſtrengem Tone.

Im Bewußtſein ihres guten Gewiſſens antwortete ſie ſtolz: „Meine Zukunft liegt in Gottes Hand, kümmern Sie ſich nicht darum!“

„Wie Sie befehlen," ſagte er mit einer ſteifen Verbeugung. Dann fragte er, auf ſeinen Tarantaß zugehend: „Wünſchen Sie, daß ich Sie nach Schwarzenſee zurückbringe?"

Und als ſie das Anerbieten ablehnte, nahm er die Zügel zur Hand, grüßte kurz und bog wieder in die Landſtraße ein.

Die Vorſtellung, daß dieſer ſoeben erlebte, höchſt unwahrſcheinliche Auftritt möglicherweiſe nur ein Komödienſpiel geweſen ſein könnte, um ſeinen Verdacht abzulenken, kam André nicht in den Sinn. Er glaubte feſt an die Treue ſeiner Frau, weil er eben daran glauben *wollte* und weil er dieſen Glauben zum Wiederaufbau ſeines Glückes nicht entbehren konnte.

Noémi war ihm wiedergegeben! Seine Ehre als Gatte war unverletzt, und doch fühlte er ſich in ſeinem Stolz und in ſeiner Eigenliebe tief gekränkt bei dem Gedanken, ſo raſch aus Malwas Herzen verdrängt worden zu ſein.

* * *

Als Andrés Wagen in der Ferne verſchwunden war, erhob ſich Malwa und ging mechaniſchen Schrittes dem Bache zu. Dort tauchte ſie ihr Taſchentuch in das eiſige Waſſer, um die Spuren von Adalberts Kuß hinwegzuwiſchen. Eines aber vermochte ſie nicht hinwegzuwiſchen — Andrés letzten Blick, der wie Feuer in ihrem Herzen brannte.

Ganz verſunken in ihren Schmerz, hatte ſie die Anweſenheit ihrer Schweſter im Jagdhäuschen vollſtändig vergeſſen. Auch ſah ſie nichts von der vor ihr auftauchenden Geſtalt; erſt die ſpöttiſche Stimme, die ihren Namen rief, machte ſie aufmerkſam.

„Nun wird deine Vorliebe für tragiſche Auftritte ja wohl befriedigt ſein! Zuerſt ſchickſt du meinen Mann hieher, dann wirſt du plötzlich von Gewiſſensbiſſen gepackt und ziehſt dich aus der Schlinge, indem du dich Adalbert an den Hals wirfſt. Ich gratuliere dir zu deinem Talent für Intrigen — mir wäre ſo etwas nicht in den Sinn gekommen. Dabei haſt du den einzigen Freund, den ich noch hatte, in die Flucht getrieben, was ich dir niemals verzeihen werde!"

Starr, wie in eine Bildſäule verwandelt, ſaß Malwa

da. Ob ſie wohl jetzt endlich einen Begriff von der Herzloſigkeit derjenigen bekam, für die ſie ſich ihr ganzes Leben lang aufgeopfert hatte? — Nicht eine Träne entquoll ihren Augen. Stieren Blicks ſah ſie in den weißen Giſcht des Gebirgsbächleins hinab.

Die Wolken hatten ſich allmählich verdichtet; ein kalter Wind erhob ſich, und heftiger Regen ſtrömte hernieder. Da erſt bemerkte Malwa, daß ihre Schweſter fortgegangen war. Eine Stunde verſtrich. Plötzlich überlief ein Schauder ihren ganzen Körper, während ein heftiger Schmerz in ihrem Kopf und Herzen hämmerte. Der Himmel war ſchwarz geworden, Felſen und Berge ringsumher hüllten ſich in einen undurchdringlichen Schleier. Wieviel Uhr mochte es ſein? Die Finſternis nahm mit erſchreckender Schnelligkeit zu.

Jetzt endlich erhob ſich Malwa langſam und ſah die dunkle Straße entlang, die ſie zu gehen hatte. Auf der einen Seite führte der Weg nach der Oſtoyaſchen Beſitzung, auf der andern nach Nowy. Der Gedanke, nach Schwarzenſee zurückzukehren, war ihr unerträglich, und ſo ſchlug ſie, ſich entſchloſſen in die Dunkelheit hineinwagend, die Richtung nach ihrem Elternhauſe ein.

Zu beiden Seiten der Straße erhoben ſich, ſcheinbar bis ins Unendliche, rieſige Buchen und Eichen. Von Zeit zu Zeit lehnte ſich Malwa an einen der naſſen Stämme. Laut klatſchte das durchnäßte Kleid ihr um die Beine. Eine Stunde war ſie ſchon gegangen. War es möglich, daß ſie den Wald noch immer nicht hinter ſich hatte? Sollte ſie am Ende aus Verſehen auf einen fernabführenden Pfad geraten ſein? Sie dachte an die Bären, die in den Bergen herumirren, und an die unter Steinen verborgenen giftigen Schlangen, die ſich manchmal mit einem lauten Pfiff auf die Vorübergehenden ſtürzen. Doch was waren alle dieſe Gefahren im Vergleich zu den ſeeliſchen Qualen, die ſie empfand? André! Noémi! Mochten ſie wenigſtens glücklich ſein! Das war das einzige Gebet, das ihre Lippen murmelten, während ſie aufs Geratewohl weiterging.

Malwas Körper erſtarrte immer mehr in dem eiſigen Regen, und ihr von den naſſen Zweigen gepeitſchtes Geſicht

war wie mit Tränen überſtrömt. Wie kam es wohl, daß die Bäume ſich plötzlich vor ihr zu drehen begannen? Und nun auch der Boden. — Es war ihr, als befinde ſie ſich auf ſchwankendem Meere in einem Schiff mit rieſigen Maſten und ſei nun im Begriff unterzugehen. In ihren Ohren ſauſte und brauſte es, eine ſchwarze Maſſe ſchien ſich vor ihr aufzutürmen. Entſetzt wollte ſie die Schritte beſchleunigen — um Hilfe rufen, ein fürchterlicher Schmerz im Nacken aber lähmte ſie, und bewußtlos ſank ſie auf den Weg.

Dreißigſtes Kapitel.

Tiefe Stille herrſchte auf dem Gutshofe, als ſich Noémi, zitternd vor Angſt, ins Schloß hineinſchlich. Bald jedoch konnte ſie zu ihrer Befriedigung bemerken, daß niemand ſich um ihre Abweſenheit gekümmert hatte. Auf ihre Frage nach André wurde ihr geſagt, daß er erſt ſpät abends zurückkehren werde.

Ein luſtiges Holzfeuer flackerte in der Vorhalle und bildete einen angenehmen Gegenſatz zu dem eiſigen Regen, der draußen niederfiel. Vom Bibliothekzimmer her klangen die lebhaften Stimmen der um den Gutsherrn verſammelten Whiſtgeſellſchaft.

Eilig zog Noémi ein hübſches Hauskleid an und ſetzte ſich dann fröſtelnd ans Kamin, wo ſie mit Genuß eine Taſſe heißen Tee ſchlürfte, den ihr ein eleganter Diener ſoeben auf ſilberner Platte gebracht hatte.

Und nun beherrſchte die Befriedigung, ſich zu Hauſe, in dieſer reichen, behaglichen Umgebung zu wiſſen — während doch nur ſo wenig gefehlt hätte, daß ſie von André mit Schimpf und Schande daraus verjagt worden wäre — alle ihre Gedanken. Dabei ſagte ſie ſich, daß ſie unverzeihlich unklug geweſen und entſchieden einer großen Gefahr entgangen ſei. Sie mußte wirklich in einer Art Wahnſinn gehandelt haben. Allmählich kehrte ihr aber die kalte Vernunft zurück.

Um das Ziel ihrer Wünſche zu erreichen, mußte ſie vor allem ihr Verhalten ändern, Andrés Zorn um jeden Preis

beſänftigen, ſeine Eiferſuchtsanwandlungen auf immer erſticken und ſich der Geſchmacksrichtung ihres Schwiegervaters anpaſſen. Mit etwas Nachgiebigkeit würde ſie ſicherlich weit mehr erreichen, als mit Widerſetzlichkeit. Es war ihr, als habe dieſer ſchreckliche Tag ſie um die Erfahrung von vielen Jahren bereichert. — Ob ſie Adalbert wohl jemals wiederſehen, und ob er das ihr gegebene Verſprechen halten würde? Nun, mochte er tun, was er wollte. Für ſie handelte es ſich jetzt in erſter Linie darum, ihre Pläne ſyſtematiſch zu verfolgen, bis ſie eines Tages als Siegerin dieſem alten Adlerneſt entfliehen und mit André in einer großen, ſeinem Talent und ihrem Ehrgeiz entſprechenden Hauptſtadt landen würde.

Dieſe Erwägungen hatten ſie derart hingenommen, daß ſie an Malwa gar nicht mehr dachte, obwohl das Wetter draußen jetzt einen immer ſchlimmeren Charakter annahm. Erſt als ſich ihr Schwiegervater bei ſeinem Eintritt ins Speiſezimmer ſofort voll Beſorgnis nach dem Verbleib ihrer Schweſter erkundigte, fiel ihr die Ärmſte wieder ein.

„Malwa wird ſich in irgend einer der Bauernhütten, die an der Straße nach dem ‚Weißen Kreuz‘ liegen, verſpätet haben,“ ſagte Noémi in gleichgültigem Tone; „ſie macht gern ſolche Streiche.“

„Na, dann werde ich ihr ſofort einen Wagen nachſchicken.“

Der Abend rückte vor. Die Gäſte des Schloſſes waren einer um den andern aufgebrochen, und auch der Hausherr hatte ſich in ſein Gemach zurückgezogen. Laut heulte der Sturm in dem großen Kamin der Vorhalle, während das einförmige Rauſchen des aus den Dachtraufen ſtrömenden Waſſers unheimlich hereinklang.

Ein Diener erſchien, um der gnädigen Frau zu melden, daß man in keiner der bezeichneten Hütten eine Spur von Fräulein Malwa gefunden habe.

Jetzt, nachdem im Hauſe alles zur Ruhe gegangen war, wurde Noémi doch von ernſtlicher Sorge ergriffen. Wo um des Himmels willen mochte ihre Schweſter ſein?

Das Geſicht an die Fenſterſcheibe gepreßt, die Augen

weit aufgeriſſen, verſuchte ſie die tiefe Dunkelheit, die ſich in ihrer Einbildungskraft mit allerlei Schreckgeſtalten bevölkerte, zu durchdringen. Ihr Unbehagen, in das ſich nun auch heimliche Gewiſſensbiſſe miſchten, ſteigerte ſich von Minute zu Minute. War es nicht Malwas Stimme, die klagend den Sturm übertönte? Und dort, am Rande jenes Abgrunds — was war das für eine lebloſe Geſtalt, die die Phantaſie ihr beim grellen Scheine eines Blitzes vorgaukelte? Sicherlich hatte ſich irgend ein Unglück ereignet. Dieſer Gedanke wurde ihr mit einem Male zur Gewißheit.

Da plötzlich wütendes Hundegekläff, Räderrollen, eine laut befehlende Stimme im Hofe, dann feſte Schritte ganz in der Nähe.

André! Wie eine Wahnſinnige ſtürzte ſie in ſeine Arme.

„Wo iſt meine Schweſter?“ rief ſie, während er ſie leidenſchaftlich und gerührt durch ihre diesmal von Herzen kommende Angſt an ſeine Bruſt drückte.

„Beruhige dich, ſie iſt in Nowy — wohlgeborgen. Sie hatte ſich, vom Regen überraſcht, im Walde verirrt. Einige vorüberfahrende Bauern haben ſie erkannt und zu ihren Eltern zurückgebracht. Sie wird wohl mit einer Erkältung davonkommen.“

Um ſeine Frau nicht zu ängſtigen, verſchwieg er ihr, daß das arme Mädchen ohnmächtig geworden war, und daß erſt ein eilig herbeigerufener Arzt ſie wieder zum Bewußtſein gebracht hatte.

„Malwa,“ fügte er hinzu, „war entſetzlich unvorſichtig. Morgen will ich mich wieder nach ihrem Befinden erkundigen.“

Man hörte es dem ſtrengen Klang ſeiner Stimme an, daß ihm dieſer Geſprächsgegenſtand peinlich war.

Noémi ſchlägt die Augen zu ihm auf und lieſt die Anſchuldigung ihrer Schweſter ſo deutlich von ſeinen Lippen, als ob er ſie ausgeſprochen hätte. Es iſt ein ernſter, entſcheidungsvoller Augenblick. Mit wenigen Worten kann ſie ihm die Wahrheit kundtun: „André, ich bin die Schuldige! Ich war toll, deine Eiferſucht hat mich zum Äußerſten getrieben. Ich wollte dir Trotz bieten, und ſo lief ich zu jenem Stelldichein — mein Herz aber hat nicht aufgehört, dir anzugehören. Nur

Unbeſonnenheit und Unvorſichtigkeit habe ich mir zu Schulden kommen laſſen. André, ſchau mich an, lies in den Augen deiner kleinen Mika — ſieh ihre Reue — ihre Verzweiflung!“ Dieſe ehrlichen Worte aber ſpricht Noémi nicht aus. Ihre Lippen bleiben feſt geſchloſſen. Wohl iſt ſie ſich der Niederträchtigkeit ihrer Handlungsweiſe bewußt, und doch reicht die ihr ſonſt eigene Kühnheit und Unverfrorenheit nicht ſo weit, die Verantwortlichkeit für ihre Taten mutig auf ſich zu nehmen.

Voll Ungeſtüm zieht er ſie mit ſich in den ihm als Atelier dienenden Raum hinauf, in ſein Heiligtum, das ſie heute zum erſten Male betritt. Im warmen Lichte einer bunten Ampel entdeckt ihr erſtauntes Auge koſtbare Wandbehänge, wertvolle Möbel und tauſend merkwürdige Kleinigkeiten, deren Anblick ſie entzückt.

Dort muß ſie ſich auf einen florentiniſchen Stuhl ſetzen, während er zu ihren Füßen niederſinkt.

„Noémi, verzeihe mir — ich war hart, ungerecht — allein die Eiferſucht machte mich blind.“

In den Augen der jungen Frau blitzt es triumphierend auf. Langſam hebt ſie den Kopf, und in dem geheimnisvollen Lächeln, mit dem ſie ihren Gatten anſieht, verſchwindet Malwas letzte Ausſicht auf eine Rechtfertigung. So mag ſich denn das Schickſal ihrer Schweſter erfüllen, während ſie ſelbſt glücklicherweiſe ihr Spiel gewonnen hat. Als ihr Sklave liegt André ihr zu Füßen, und ſie iſt diejenige, die verzeiht!

„Verdienſt du es auch, daß ich das Vergangene vergeſſe?“ murmelte ſie, indem ſie ihre Arme um ſeinen Hals legt.

Vor Liebe bebend, ſieht er ſie noch immer an, während ſich ſeine Augen langſam mit Tränen füllen.

„O meine Mika, meine ſüße kleine Mika!“ murmelt er, „ſo biſt du mir alſo wirklich wiedergeſchenkt!“

Einunddreißigſtes Kapitel.

Verſchiedene Geſellſchaften in der Umgegend und einige aus Veranlaſſung der Verlobung eines vornehmen Paares in Tarnow gegebene Feſte und Bälle hatten Noémi gar bald

ihre gewohnte Sorgloſigkeit und Fröhlichkeit wiedergegeben. Ganz beſonders aber freute es ſie, zu beobachten, welches Intereſſe und Vergnügen André für ihre Toiletten an den Tag legte, zu denen er ſogar mit eigener Hand Entwürfe zeichnete. Er verſuchte dabei, die augenblickliche Mode harmoniſch mit der Grazie der Koſtüme aus der Zeit der italieniſchen Renaiſſance zu vereinigen.

„Wie wäre es, wenn du mein Bild als Königin Barbara Radziwill malteſt?“ rief ſie eines Tages aus. Dieſe Idee hatte den Künſtler derart begeiſtert, daß er ſich ſofort ans Studium des Koſtüms dieſer rührenden Heldin des ſechzehnten Jahrhunderts machte.

Voll triumphierenden Stolzes thronte Noémi in der Mitte des Ateliers, einem großen Spiegel gegenüber, der ihre ganze Geſtalt zurückſtrahlte. Zu ihren Füßen zwiſchen aufgehäuften Samt- und Seidenſtoffen hockte eine alte jüdiſche Händlerin aus Kesmark, die André in unterwürfigem Tone die ſchillernden Stoffe anpries.

„O, die ſchöne Dame!“ näſelte ſie voll ſchwärmeriſcher Bewunderung. „Hat man je ſo etwas geſehen?“

Die junge Frau lächelte befriedigt und ließ ſich geduldig in den mit Roſen durchwirkten Goldbrokatſtoff kleiden. Die zarte Taille umſchloß ein mit koſtbaren Edelſteinen beſetzter Gürtel, während die reichen, glänzenden Haare, in Flechten geordnet, aus dem helmartigen, mit Perlen beſetzten Diadem herabhingen, das ihr feines Geſicht aufs lieblichſte umrahmte.

„Das wird ein Meiſterwerk werden!“ rief der Künſtler begeiſtert aus.

„Und dann ſchickſt du mein Bild auf eine große Ausſtellung, nicht wahr?“ ſchmeichelte Noémi mit dem Lächeln eines verwöhnten Kindes. „Auf die von Paris natürlich.“

Er aber zögerte mit der Antwort. Wie konnte er einem Wunſche beiſtimmen, den er noch vor kurzem ſo ſehr verworfen hatte? War es nicht hier, in dieſem Hauſe, wo er vor noch kaum einem Jahre ſo heftig gegen jene großen Karawanſereien gewettert hatte. Angeſichts der ängſtlich fragenden Blicke der jungen Frau war aber doch ſchließlich ein halb zuſtimmendes Wort von ſeinen Lippen gefallen. Ja, ihr zuliebe hatte er

noch mehr getan, indem er jetzt ſogar die Grundſätze der realiſtiſchen Schule, deren eifrigſter Anhänger er geweſen war, verleugnete. Denn niemand hätte in dieſem fein ausgeführten, raffiniert modiſchen Werke den kraftvollen, energiſchen Künſtler von einſtens wiedererkannt.

„Na, das laß ich mir gefallen!“ hatte der alte Oſtoya vor dem Bilde ausgerufen. „Das iſt doch endlich eine Malerei, die ich verſtehe!“

Die wenigen Künſtler dagegen, die gelegentlich nach Schwarzenſee kamen, waren ſchwer enttäuſcht.

„Das alſo iſt die Wirkung deiner Heirat!“ ſagten ſie zu André. „Du biſt verloren für die Kunſt! Du haſt dein Talent entehrt! Du haſt es in den Abgrund alltäglicher Mittelmäßigkeit herabgezogen!“

Allein André hörte den Freunden nur mit halbem Ohre zu. Noémis Anerkennung allein hatte Wert für ihn.

„Wie ſchön es iſt!“ murmelte ſie voll Stolz beim Anblick dieſes vornehmen Bildniſſes, das ihre eigene Perſon verherrlichte.

Und lächelnd erlaubte ſie ihm, ihre goldenen Haare und ihre ſüßen, purpurfarbenen Lippen zu küſſen.

„Liebſt du mich denn heute noch ebenſoſehr als geſtern, du meine Königin?“ fragte er.

Mit einem Fächerſchlag verſchloß ſie ihm den Mund.

„Natürlich, du törichter Mann, denn jetzt habe ich Unterhaltung und bin glücklich und vergnügt.“

Glänzen, ſich zeigen, Aufſehen erregen — darin gipfelten im geheimen Noémis Gedanken und Wünſche. André aber hatte längſt aufgehört, über den tieferen Sinn ihrer Worte zu grübeln, ihn beglückte es ſchon, wenn ſie ihm ein heiteres Geſicht zeigte. Doch nicht nur er allein, ſondern das ganze Haus empfand etwas von dieſem neuerwachten Liebesfrühling.

„Na,“ ſagte der alte Oſtoya vertrauensvoll zu der ihm voll Intereſſe zuhörenden Schweſter des Pfarrers, „mein Opfer trägt wenigſtens gute Früchte, denn André ſcheint ſich jetzt wieder ganz an das heimatliche Leben gewöhnt zu haben. Wenn Noémi mir nun noch zwei oder drei Enkelchen ſchenkt,

ſo will ich ihr meinetwegen ihren Mangel an häuslichem Sinn vergeben."

Nur die finſtere, ſchweigſame Thekla behielt ihr Urteil für ſich, und nach wie vor ſah man ſie, den Schlüſſelbund in der Hand, mit einem mißtrauiſchen Ausdruck in den blaßgrauen Augen durch die hallenden Gänge ſchleichen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Die Zeit floß dahin. Auf den Winter war der Frühling gefolgt, und ſeit Monaten ſchon ſchleppte ſich Malwa, ein trockenes Hüſteln unterdrückend, durch Küche und Hof. Eines Morgens, als der Arzt ſie durch einen unerwarteten Beſuch bei häuslichen Arbeiten überraſchte, faßte er ſie bei der Schulter und ſagte in vorwurfsvollem Tone: „Sie wollen ſich wohl gewaltſam umbringen? Sie müſſen im Bett bleiben, verſtanden?"

„Dazu müßte ich doch vor allem eines haben, Herr Doktor?"

„Nun, ſo ſchlagen Sie eben auch bei Tag Ihr Lager im Salon auf."

Erſchrocken fuhr ſie zuſammen.

„Und was ſoll aus den muſikaliſchen Nachmittagen werden? Was würden der Fürſt und meine Stiefmutter dazu ſagen?"

„Hole der Teufel den Fürſten und ſeine Muſik! Ihre Geſundheit geht doch, weiß Gott, vor! Frau Teznar hat dann umſomehr Zeit, ſich der Haushaltung anzunehmen, nicht wahr, meine liebe Frau Vincente?" fragte er die ſoeben Eingetretene.

Der Gedanke, ihren „Salon" in eine Krankenſtube verwandelt zu ſehen, ging der Hilfsrichterin nun aber doch über den Spaß.

„Wenn Malwa ſich nur ein bißchen Gewalt antun wollte, ſo wäre ſie gewiß bald wieder geſund," antwortete ſie kalt, „aber natürlich ſteht das Haus ja ganz zu ihrer Verfügung."

Solange Malwa mit Aufbietung ihrer ganzen Willens-

kraft das Aufbleiben erzwungen hatte, war ſie auch über die Krankheit Herr geblieben. Nun ſie aber endlich nachgeben mußte, trat das Fieber mit doppelter Macht auf.

Während ſie matt und erſchöpft mit glühenden Wangen und trockenen Lippen dalag, irrten ihre großen, glänzenden Augen ruhelos im Zimmer umher, als wollten ſie irgend einen geheimnisvollen, unerreichbaren Punkt entdecken.

Trotz ihrer Ermattung fühlte ſie, wie der Verdruß ihrer Stiefmutter zunahm, je näher der Tag des fürſtlichen Beſuchs heranrückte.

„Baſia, komm raſch!“ rief ſie, ungeachtet des heftigen Fiebers, das ſie quälte. „Trage meine Decke und Kopfkiſſen aufs Sofa im Eßzimmer!“

„Das kann doch Ihr Ernſt nicht ſein, Fräulein Malwa! Bedenken Sie doch den Küchengeruch, die Hitze, den Lärm — und nun vollends gar die vielen Fliegen!“

„Unſinn, du gibſt mir einen Tannenzweig, dann will ich ſie ſchon verjagen.“

„Aber all die Bauern, die zum Herrn Hilfsrichter kommen!“

„Du kannſt ja dieſen Schrank als ſpaniſche Wand vor mich hinſtellen.“

Baſia ſeufzte.

„Es iſt wirklich eine Sünde, ein ſo gutes, liebes Fräulein ſo ſchlecht zu verpflegen! Warum nimmt denn Frau Noémi, die ſo ein großes Haus hat, das Fräulein nicht zu ſich?“

Tiefe Röte überzog Malwas Stirne.

„Still, Baſia, das verſtehſt du nicht!“

„Ich weiß wohl, daß ich dumm bin, aber trotzdem bemerke ich ganz gut, daß Frau Noémi ſeit ihrer Verheiratung noch viel ſtolzer geworden iſt. Kaum daß ſie je einmal den Fuß hierher ſetzt, und auch Herr André ſieht ganz verändert aus.“

Von heftigem Schmerz durchzuckt, ſchloß Malwa die Augen. Ach, wozu ihr dieſe Dinge ins Gedächtnis rufen! Mochten die geliebten Weſen auch kalt und grauſam gegen ſie ſein, wenn nur der Zweck erreicht war!

In dieſem Augenblick öffnete ſich geräuſchvoll die Türe und der Hilfsrichter erſchien in Begleitung eines Herrn, der ſich ſofort wieder zurückzog.

„Was, du biſt hier!“ rief er erſtaunt und fügte dann mit dem unbewußten Egoismus eines Mannes, der gewöhnt iſt, alles ſeiner perſönlichen Ruhe zu opfern, hinzu: „Na, Vincente wird froh ſein, daß ſie ihren Salon wieder für ſich hat!“

Malwa hörte nichts von dem, was er ſprach, denn in dem ihrem Vater folgenden Herrn hatte ſie André erkannt.

„Kommen Sie nur herein, mein lieber Schwiegerſohn. Meine Tochter wird ſich ſehr freuen, Sie zu ſehen. Nicht wahr, wie blaß ſie iſt! Ihre dumme Marotte, all das in der Umgegend wohnende Bettelvolk zu beſuchen, hat ihr dieſe abſcheuliche Krankheit zugezogen,“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer in brummigem Tone.

Langſam richtete André die Augen auf die Kranke, und mit einer Stimme, aus der ein unbeſchreiblicher Hohn klang, antwortete er: „Quälen Sie die arme Malwa doch nicht — es iſt grauſam, ihr aus ihrer großen Nächſtenliebe einen Vorwurf zu machen.“

Wie Tropfen heißen Bleis fielen dieſe ſcharfen Worte ins Herz der Unglücklichen. Zuſammengekauert auf ihr ſchmales Lager, ſchlug ſie den todestraurigen Blick zu ihm auf. Warum nur verfolgte er ſie unaufhörlich mit dieſer wütenden Erbitterung? Warum, da er ja glücklich iſt? Das Glück ſollte doch nachſichtig und großmütig machen. Und wem anders als ihr verdankte er dieſe Seligkeit? Hat nicht ſie jede Liebkoſung, jeden Kuß Noémis mit ihrem Blute, mit ihrer Ehre erkauft? Aber ſo iſt es nun einmal im Leben: alles will erkauft ſein. Das Glück des einen baut ſich auf dem Jammer des andern auf. Um dieſem ein Lächeln zu entlocken, müſſen die Tränen eines andern fließen. Schweigend, als echte Dulderin, hielt Malwa den Blick desjenigen aus, den ſie ſo heiß geliebt hatte und — verzieh ihm auch dieſes Mal.

Von der ganzen Umgebung Malwas war Henerik vielleicht der einzige, der etwas von der Wahrheit ahnte.

Mit dem Scharfblick der Liebe erriet er, daß dieſe Krank-

heit ihren Urſprung nicht in einer Erkältung, ſondern in einer viel ernſteren, traurigeren Urſache hatte. Und an dieſem Kummer, an dem ſie dahinſiechte, war unfehlbar kein andrer ſchuld als jener Mann, den das Unglück in ihren Weg geführt hatte, und der, obwohl verheiratet und ihrem täglichen Geſichtskreis entrückt, dennoch auch in Zukunft den Frieden ihres Lebens ſtörte. Immer würde ſie durch und für ihn leiden, und immer würde ſie dieſes Leiden jedem Glück vorziehen, das ihr von einem andern käme. — Seitdem ſie hier in der kleinen Eßſtube gefangen lag, hatte er viel häufiger Gelegenheit, ſie zu ſehen, und jedesmal empörte ihn der Lärm und das Unbehagen, das in dieſem engen Raume herrſchte. Auf Malwas Geſicht aber war niemals ein Zeichen der Ungeduld zu leſen, und wenn er ihr die Arznei reichte oder die Tannenzweige leiſe über ihrem Kopf hin und her bewegte, ſo kehrte ſie für einen Augenblick aus dem Lande der Träume zurück, um ihm mit einem matten Lächeln zu danken.

Ob ſie wohl noch daran dachte, daß er einſtens um ihre Liebe geworben hatte? —

Von den Bergen her wehten jetzt ſanftere Lüfte, und die vom Tauwetter angeſchwollenen Gebirgsbäche floſſen luſtig plätſchernd bergab.

Als Henerik der Kranken eines Tages die erſten Veilchen, die er im Mooſe entdeckt hatte, brachte, fand er ſie in Tränen.

Auf der Landſtraße waren noch die Staubwolken, die der Wagen des davoneilenden jungen Beſitzers von Schwarzenſee aufwirbelte, zu ſehen. Und diesmal ſtieg dem Gerichtſchreiber nun wirklich die Zornesröte ins Geſicht.

„Schelten Sie mich, ſchicken Sie mich fort, wenn Sie wollen, aber es geht wirklich über meine Kräfte, Sie derart leiden zu ſehen. Was iſt Ihnen? Sprechen Sie. Sicherlich hat dieſer Mann Sie wieder einmal gequält. Was gibt ihm das Recht, Sie auf dieſe Weiſe zu verfolgen? Ach, wenn Sie mir doch erlauben wollten, Sie zu verteidigen — den Grauſamen zu Boden zu ſchmettern!“

Wie mit einem Schlage hatte ſich Malwas Geſicht verändert. Ihre Augen ſchoſſen Blitze.

„Rühren Sie ihn nicht an — hören Sie wohl! Wenn

er mich verachtet — nun denn, ſo hat er eben das Recht dazu — ja, ja, das Recht," wiederholte ſie, die Zähne zuſammenbeißend.

Verzweifelt zuckte er die Achſeln, ſie aber fuhr mit einer durch das Fieber geſteigerten Heftigkeit fort: „Wenn Sie mich — in den Armen eines Fremden — dort drüben im Walde überraſcht hätten — was würden Sie da geſagt haben?"

„Daß meine Augen mich getäuſcht haben, Malwa," antwortete er mit einem Blick voll tiefer, warmer Zärtlichkeit, „daß ich geträumt, oder aber, daß Sie eine Komödie aufgeführt haben — ja, ja, ſo wird es ſein," fügte er leiſer hinzu, „eine Komödie, um eine Schuldige zu retten — zum Beiſpiel Noémi. Niemals aber würde ich glauben —"

„Still, ſtill — Sie läſtern," murmelte ſie, ſich erſchrocken umſehend.

Nun wußte er, was er wiſſen wollte. Schweigend nahm er die Hand des jungen Mädchens, die kraftlos herunterhing, in die ſeinige und führte ſie ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen.

„O Malwa, Sie Heilige, Sie Reine," murmelte er und verließ, von tiefſter Rührung überwältigt, das Zimmer.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Anzeige von der Eröffnung des gegen die betrügeriſche Auswanderungsagentur anhängig gemachten Prozeſſes platzte wie eine Bombe ins Land. Vincente hauptſächlich, die den Gedanken an dieſen Tag ſtets von ſich ferngehalten hatte, war aufs tiefſte erſchrocken. Einfältigerweiſe hatte ſie ſich eingebildet, daß die Papiere, die ſie einem im Bureau ihres Mannes befindlichen Aktenſtoß heimlich entnommen und Silberſtein überliefert hatte, ihr vor dem Tage der Schwurgerichtsverhandlung zurückerſtattet würden. Von Angſt gepeinigt, war ſie noch einmal in den Hinterladen auf dem Marktplatz gelaufen, wo ihr jedoch geſagt wurde, daß der Viehhändler auf einer längeren Geſchäftsreiſe in der Bukowina begriffen ſei. Nun erſt war es ihr mit Entſetzen klar geworden, daß man ſie hintergangen hatte.

In Scharen kamen aus allen Teilen des Landes die Gebirgsbewohner mit ernſter, wichtiger Miene in ihrem Sonntagsſtaat herbeigeſtrömt, um den Gerichtsverhandlungen in X. anzuwohnen. Aber auch viele Honoratioren waren erſchienen, allen voran der alte Oſtoya, den die Sache als grundſätzlicher Gegner jeglicher Auswanderung ganz beſonders intereſſierte und aufregte.

Der niedere, rauchgeſchwärzte Saal war dicht beſetzt, die Luft erdrückend. Die Gerichtsbeamten in ihren dunkelblauen Uniformen, auf deren Epauletten eine dem Rang entſprechende Anzahl von Sternen geſtickt war, führten den Vorſitz.

Mit eintöniger Stimme nahm der Präſident das Zeugenverhör vor, während die Gerichtſchreiber mechaniſch die Ausſagen niederſchrieben und zugleich die zudringlichen Fliegen abwehrten, die ſich immer wieder auf ihre wohlpomadiſierten Köpfe niederließen.

Auf der Anklagebank befanden ſich fünf, von Gendarmen bewachte Männer mit hageren, heimtückiſchen Geſichtern.

„Weib Jakubowa, ſteh auf und ſchwöre, die volle Wahrheit ſagen zu wollen.“

Sprachlos, mit erſchrockenen Augen, die die Spuren vieler Tränen trugen, ſah die Bäuerin den Präſidenten an.

„Nun, wird's bald? Schwöre!“

„Ich — Euer Gnaden — und ſchwören, da es die chriſtlichen Geſetze doch verbieten — niemals.“

„Na, Weib, ſei nicht kindiſch.“

„Der Herr Richter wollen doch gewiß nicht, daß ich eine Sünde begehe.“

„Wenn du nicht ſchwörſt, ſo belegt man dich mit einer Geldſtrafe, und um ſie bezahlen zu können, mußt du deinen Acker verkaufen.“

„Meinen Acker? Den haben mir die Räuber dort ja längſt genommen, zugleich mit meinem Mann und Sohn, die niemals wiedergekommen ſind,“ ſagte ſie, wütende Blicke nach den Angeklagten ſchleudernd. „Ich habe nichts als ein vierjähriges Kind — und was könnten die Herren Richter mit dem anfangen?“

„Nun, dann wirft man dich eben ins Gefängnis.“

„Bah, da kommt man ſchließlich ja immer wieder heraus.“

„Dumme Perſon, nach drei Monaten ſteckt man dich dann wieder hinein, und ſo fort dein ganzes Leben lang.“

Die Frau ſchien ſich die Sache nun doch zu überlegen.

Im Zuſchauerraum kein Laut, kein Lächeln. Voll Andacht verfolgten die Bauern dieſen gerechtfertigten Gewiſſenskampf.

„Nun denn, ſo werde ich ſchwören, aber,“ fügte ſie in feierlichem Tone hinzu, „dieſe Sünde komme nicht über mich, ſondern über euch, meine Richter.“

Und nun erzählte ſie, wie eines Winterabends, nachdem ſie im Sommer eine ſehr ſchlechte Ernte gehabt hatten, ein Mann in ihrer Hütte erſchienen ſei und ihnen mit hinterliſtigen Worten vorgeſpiegelt habe, welche Vorteile es für die beiden Männer hätte, wenn ſie ſich zu einer dreijährigen Arbeitszeit in Amerika verpflichteten, nach deren Verlauf ſie, wie er ſagte, einen Goldbarren in der Größe eines Kinderkopfes mitbringen würden, wofür ſie einen hübſchen Pachthof mit viel Land kaufen könnten.

„Würdeſt du das Geſicht dieſes Mannes wiedererkennen?“ fragte der Richter.

„Sein Geſicht? O, du meine Güte, das werde ich am Tage des letzten Gerichts noch vor mir ſehen! Tot will ich hier niederſtürzen, wenn es nicht trotz Brille und falſchem Bart der Viehhändler Silberſtein war.“

„Dieſe Angabe wurde der Unterſuchungskommiſſion bis jetzt noch nicht gemacht,“ kreiſchte die ſcharfe Stimme eines Advokaten.

„Silberſtein iſt mit dem Weib Jakubowa zu konfrontieren,“ verkündete der Richter, „er iſt als Zeuge vorgeladen worden.“

„Ja,“ ſagte der Verteidiger der Gegenpartei, „aber er iſt der Ladung nicht gefolgt.“

„Dann ſollen ſeine Akten nachgeſehen werden, während wir zur nächſten Zeugenausſage ſchreiten. Das Weib Jakubowa kann ſich ſetzen.“

Als weiterer Zeuge wurde nun ein alter Bauer auf-

gerufen, deſſen runzliges Geſicht von langen, weißen Haaren umrahmt war.

„Pitro Kriwan, erzähle uns, wie die geheime Anwerbung deines Sohnes vor ſich gegangen iſt.“

Der Alte ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſah ſtarren Blickes mit ſeinen matten Augen auf das im Saale hängende Kruzifix.

„Ja, Euer Gnaden, der Junge war eben von jeher ein Waghals. Er ſagte oft, daß er gern wiſſen möchte, wie es wohl jenſeits unſrer Berge über dem Meer drüben ausſähe, und oft iſt er deshalb ausgelacht worden. Da, eines Abends im Wirtshaus haben die Teufelskerle ihm Schnaps eingeſchenkt und ihm vollends den Kopf verdreht. Wenige Tage ſpäter führte er mich dann ohne Wiſſen meines Weibes in das geheime Werbebureau. Feine Herren ſaßen dort in goldbetreßten Röcken, und vor ihnen auf dem Tiſch ſtand ein komiſches kleines Käſtchen — das war der Telegraph. Der Älteſte von ihnen ſagte: ‚Sie kommen wohl wegen der Auswanderung. Ich werde deshalb den Telegraphen in Bewegung ſetzen, um zu erfahren, ob der Kaiſer von Amerika deinen Sohn annehmen will.‘ Daraufhin beugte er ſich über das Käſtchen, aus dem ſofort ein Höllenlärm ertönte.“

„O du Tölpel!“ ſchrie plötzlich Ambroiſe Oſtoya, ohne auf die zur Ruhe verweiſenden Worte des Präſidenten zu achten. „Das war nichts weiter als eine Weckeruhr, die der Schurke da verſteckt hatte und vor euch Dummköpfen in Bewegung ſetzte!“

Ein ſchallendes Gelächter ertönte aus der Reihe der Gerichtsbeamten.

„Das iſt wohl möglich, Exzellenz,“ antwortete der alte Mann ernſthaft, „aber was verſtehen denn wir von ſolchen feinen Kniffen? — ‚Der Kaiſer von Amerika‘, hatte der Betreßte weiter geſagt, ‚läßt Euch antworten, daß er Euren Jungen in ſeine Dienſte nehmen und ihm täglich drei Dollars und Anteil am Gewinn geben will.‘ Drei Dollars, das macht nahezu acht Gulden, beinahe ein Monatsverdienſt bei uns. Mein Sohn wurde beinahe verrückt vor Freude. Ich aber ſagte: ‚Warte doch noch, erkundige dich vorher noch einmal;

ich mag ſolche heimlichen Geſchichten nicht.' Aber da hätte ich ebenſogut einem Tauben predigen können. Ehe ich's mich verſah, hatte er unterzeichnet. ‚Sie brauchen nichts zu bezahlen als die Einſchreibegebühren und die Ausrüſtung,' ſagte der feine Herr, und wir dachten nicht anders, als ſie würden die Summe ſpäter von dem in Amerika verdienten Gelde abziehen. Allein die Schurken hatten andre Abſichten. Da wir kein bares Geld beſaßen, mußten wir Kühe und Schafe verkaufen. — ‚Laß dir's nicht zu Herzen gehen,' ſagte der Junge, ‚ich kaufe euch ſpäter viel ſchönere.' Dabei lachte er und machte Sprünge wie ein junger Gemsbock, küßte ſeiner Mutter die Hände und verſprach Katia, ſeiner Braut, eine dreifache Korallenſchnur. Das war ſein letztes Lachen — auch er — iſt niemals wiedergekommen. Die andern erzählten uns ſpäter, daß er viel ausgeſtanden habe, Hunger und Not. Alles, was man ihm verſprochen hatte, war nichts als Lug und Trug. Aber aus Stolz ſchrieb er es uns nicht. Eines Tages — hat ihn das Fieber gepackt — und allein und verlaſſen wie ein armer Hund iſt er drüben geſtorben — und wir —"

Die Stimme des alten Mannes klang nur noch wie ein Hauch, die Blicke der ganzen Verſammlung aber hingen an ſeinen Lippen, und nichts war im ganzen Saale zu hören, als das Schluchzen der Weiber, während durch das halbgeöffnete Fenſter das Zwitſchern der Spatzen hereindrang, die voll übermütiger Luſt das Frühlingserwachen feierten.

Die Sitzung wurde aufgehoben.

Indeſſen mußte ſich irgend ein ernſter Zwiſchenfall ereignet haben, denn während die Menge ſich verlief, ziſchelten Schreiber und Gerichtsdiener erſchrocken in den Gängen — einige äußerſt bloßſtellende Papiere aus den „Akten Silberſtein" waren abhanden gekommen. — —

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Als Matthias Teznar von dieſem Diebſtahl hörte, der an den früher in ſeinem Bureau aufbewahrten Akten verübt

worden war, erſchrak er aufs heftigſte, umſomehr als auch die peinlichſte Durchſuchung ſämtlicher Aktenſtöße ergebnislos blieb. Gewiſſe geheimnisvolle Worte und Blicke aber, die den Kollegen in ſeiner Gegenwart entſchlüpften, brachten ihn vollends zur Verzweiflung. Sollte man es wagen, ſeine eigene Perſon zu verdächtigen?

Zu Hauſe ſetzte er ſich, den Kopf in die Hände geſtützt, im Speiſezimmer nieder, ohne Malwa zu ſehen, die den Tiſch deckte und ſich dabei nur mühſam durchs Zimmer ſchleppte, ja zwiſchenhinein ſogar mehrmals ausruhen mußte, um Atem zu ſchöpfen. Auch die Stimme des Staroſt hörte er nicht, der, die Mahlzeit erwartend, mit Vincente eine Arie aus „Rheingold" einſtudierte.

„Papa, Herr Landa geht eben über die Straße — es ſieht aus, als käme er zu uns — ja, da iſt er ſchon!"

Und in der Tat trat der Friedensrichter ſoeben über die Schwelle. Sein rotes Geſicht war vor Zorn verzerrt, und ohne den ihm angebotenen Stuhl anzunehmen, begann er mit feſter Stimme: „Herr Teznar, wenn ich ſelbſt zu Ihnen komme, ſo geſchieht es nur, um Ihnen eine öffentliche Demütigung zu erſparen. Jetzt aber in Ihrem Hauſe klage ich Sie an, daß Sie die bloßſtellendſten Papiere aus den Akten Silberſtein entweder ſelbſt entwendet oder durch einen Helfershelfer haben entwenden laſſen, um ſie Silberſtein auszuliefern."

Schauerlich, gleich dem Geläute einer Totenglocke tönten dieſe Worte durch das kleine Speiſezimmer. Ja, ſie drangen ſogar bis in den Salon, wo die Klavierbegleitung mit einem klagenden Mißton plötzlich abbrach.

Niedergeſchmettert von der unglaublichen Anklage lehnte ſich Malwa an die Wand. Teznar aber, obwohl blaß wie der Tod, richtete ſich bei dieſer Beſchimpfung hoch auf und ſagte, trotz des leiſen Zitterns, das durch ſeine Stimme klang, mit ruhiger Würde: „Ich bin zwar arm und bekleide nur ein untergeordnetes Amt, doch wird man auch bei der ſorgfältigſten Unterſuchung nicht eine einzige, noch ſo unbedeutende Handlung in meinem Leben finden können, die ſich nicht mit der Ehre vertrüge."

Mit vor Entſetzen weit aufgeriſſenen Augen war Vincente

auf der Schwelle des Eßzimmers erſchienen. Hinter ihr ſtand der Staroſt.

„Mein lieber Kollege," ſagte er, einen gutmütigen Ton annehmend zum Friedensrichter, „Sie ſind ja ſehr ſtreng gegen unſern vortrefflichen Herrn Teznar, der ſich doch ſicherlich nichts weiter, als eine kleine Nachläſſigkeit hat zu Schulden kommen laſſen."

„Euer Exzellenz ſcherzen wohl. Es iſt eine richtige Unterſchlagung. Übrigens habe ich durchaus nicht behauptet, daß Herr Teznar allein der Schuldige ſei. Vielleicht hat Frau Teznar die Güte, uns den Grund der häufigen geheimen Zuſammenkünfte mitzuteilen, die ſie vor und ſeit der Prozeßeinleitung in einem gewiſſen Hinterladen des Marktplatzes mit dem Viehhändler gehabt hat. Alles Tatſachen, die zu meiner Kenntnis gelangt ſind."

Nun aber vermochte der Hilfsrichter ſeine Empörung nicht länger zu beherrſchen.

„Das iſt eine ſchändliche Verleumdung!" rief er. „Niemals hat der Mann, von dem Sie ſprechen, die Schwelle unſres Hauſes überſchritten, noch das Wort an meine Frau gerichtet. Sie kennt ihn nicht einmal."

Da plötzlich unterbricht ihn ein Stöhnen, und ſein Auge trifft Vincente, die mit totenblaſſem Geſicht und irrem Blick, einer Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl niedergeſunken iſt — und wie mit einem Schlage fällt ihm die Binde von den Augen.

Mit Blitzesſchnelle zieht die Vergangenheit an ſeinem Geiſte vorüber: Vincentes fortgeſetzte Geldforderungen, die daraus entſtandenen Sorgen und ehelichen Zwiſtigkeiten, Noémis tolle Launen, die plötzlich alle wie durch ein Wunder, das ihm jetzt mit einem Male klar wird, befriedigt wurden. Dunkle Schamröte ſteigt ihm ins Geſicht, die Schmach droht ihn zu erſticken, und doch trifft diejenige, die ihn entehrt hat, kein Wort des Vorwurfs.

Mit feſter Stimme wendet er ſich an den Richter: „Tun Sie Ihre Pflicht, Herr Landa. Ich unterziehe mich willig allem, was Sie über mich zu verfügen für gut finden. — Ich wußte nichts von dieſen Dingen — Sie glauben mir das, nicht wahr?"

Wer hätte auch nur einen Augenblick an den Worten dieſes Mannes mit dem offenen, ehrlichen Blick und den durchfurchten Wangen, über die zwei Tränen herabrollten, zweifeln können!

Ein Schauder, zugleich aber auch ein Gefühl heißen Mitleids durchzieht die Herzen der Anweſenden.

Der alte Mann im engen abgetragenen Überrock ſcheint vor ihren Augen zu wachſen. Nicht mehr der arme, niedrige Beamte, der oft verſpottete Schwächling, ſteht da vor ihnen, ſondern ein Menſch, der unverdient leidet und im Begriff iſt, fremde Schuld zu büßen.

Der Oberrichter ſcheint förmlich in Verlegenheit zu ſein über den Erfolg ſeiner Sendung.

„Teznar," ſagt er, dem Kollegen die Hand hinhaltend, „ich bedaure Sie von Herzen. Sie ſind ein rechtſchaffener Mann, verzeihen Sie mir, daß ich daran gezweifelt habe."

Matthias Teznar aber nimmt die ihm dargereichte Hand nicht an.

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme, doch bleibe ich immerhin für eine Schuld haftbar, die durch meine Schwäche und Blindheit begangen wurde."

„Teznar," fährt der Richter fort, „ich will verſuchen, die Sache zu unterdrücken. Sie ſollen Ihres Amtes nicht entſetzt werden. Ich will alles auf Rechnung einer Nachläſſigkeit ſetzen, ſo daß Sie nicht entlaſſen, ſondern nur verſetzt werden. Haben Sie eine beſondere Vorliebe für irgend einen Ort — zum Beiſpiel in Ungarn, das iſt ja doch Ihre Heimat?" fügte er herzlich hinzu. „Ich werde ſofort die nötigen Schritte tun."

Mit einer Verbeugung dankt ihm der Hilfsrichter.

Der Vorgeſetzte hat ſich entfernt. Wie kommt es, daß der Staroſt ihn begleitet? An dem ärmlichen Tiſch, an den er ſich ſo häufig geſetzt hat, iſt ja doch für ihn gedeckt! Trotz der Schande, die Vincente niederdrückt, folgt ihm ihr verſtörter Blick. Sie ſieht ihn über die Straße gehen und ins Haus des Oberrichters eintreten, wo die Lampe über dem Eßtiſch ſoeben angezündet worden iſt. Hat er wirklich den Mut, ſie in ihrem namenloſen Jammer zu verlaſſen und ihr und ihrer Familie dieſe tödliche Kränkung anzutun? Ha, die

Schändlichkeit iſt unerhört! — Aber dieſer Silberſtein, hat ſie ihn nicht durch ihn kennen gelernt? Hat nicht er ſie veranlaßt, ja faſt gezwungen, ſich an ihn zu wenden, als ſie ſich damals in Geldverlegenheit befand, und er wahrſcheinlich befürchtete, ſie werde ſeine Großmut anrufen? Mit tief geſenktem Kopf ſitzt ſie in der zunehmenden Dämmerung allein und verlaſſen dem Manne gegenüber, den ſie zu Grunde gerichtet hat, und erwartet den Ausbruch ſeiner Vorwürfe.

Matthias Teznar aber hat ſich ſchweigend, als habe er ihre Anweſenheit vergeſſen, in einen Lehnſtuhl niederfallen laſſen und rührt ſich nicht.

In einiger Entfernung, ganz nahe dem Fenſter, den Kopf auf ihre Stuhllehne zurückgeſunken, liegt Malwa in tiefer Ohnmacht.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Bleierner Druck laſtet jetzt auf dem kleinen Haus, an dem ſich die üppigen Ranken der von ſtrahlendem Mondlicht übergoſſenen wilden Reben ſo anmutig emporſchlingen. Im Eßzimmer, wo Malwa, von einem heftigen Fieberanfall geſchüttelt, daliegt, ſteht auf dem alten Wachstuch das noch unberührte Abendeſſen.

Da plötzlich hält ein Wagen vor der Türe, und wie ein Sturmwind kommt Noémi ins Haus gejagt.

„Was haben die Gerüchte zu bedeuten, die überall im Umlauf ſind?“ fragt ſie aufgeregt in befehlendem Tone.

Bei ihrem Anblick hatte Matthias Teznar zum Stock gegriffen und ſich ſchweigend entfernt. Während er das Haus verläßt, vernimmt Malwa durch die Bretterwand die unter Schluchzen hervorgeſtoßenen Erklärungen ihrer Mutter und die vorwurfsvolle Stimme ihrer Schweſter. Nicht ein gütiges, mitleidsvolles Wort hat dieſe reiche, elegante junge Frau für dieſe bejammernswerte Mutter, die jetzt das Unrecht ihrer allzugroßen Liebe für dieſes Kind büßt.

„Haſt du denn aber gar nicht an meine Stellung in der Welt gedacht, als du ſo handelteſt — und an die Schande,

die dabei auf mich zurückfällt? — Mein Bleiben hier iſt jetzt unmöglich. Ich werde meinen Gatten zwingen, aus der Gegend fortzuziehen — und du, du allein trägſt die Schuld daran."

Mit drohender Miene geht ſie davon, während die Mutter mit gebrochenem Herzen und verſtörtem Blick den Kopf ſinken läßt und zum erſten Male in ihrem Leben keinen Verſuch macht, ihre Tochter zurückzuhalten.

Von draußen dringt, getragen von der linden, balſamiſchen Luft eine klare Frauenſtimme im Verein mit der kräftigeren eines Mannes, die Vincente nur zu gut kennt, durch die offenen Fenſter herein.

„Biſt du mein?"

„Hab' ich dich wieder?" ſingen die Stimmen.

„Dies deine Augen?"

„Dies dein Mund?"

„Hier deine Hand?"

„Hier dein Herz?"

„Iſolde! Geliebte!"

Deutlich klingen dieſe gefühlvollen Worte durch die klare Nacht und treffen gleich ſcharfen Pfeilen das ſchmerzzerriſſene Herz Vincentes.

Weit öffnet ſich jetzt die Türe des gegenüberliegenden Hauſes, und unter Lachen und Scherzen erſcheint beim flackernden Scheine eines Windlichts, das die rötlichen Haare der Oberrichterin und ihrer Schweſter — eben jener Sängerin von vorhin — beleuchtet, der Staroſt in angeregteſter Stimmung.

„Mein lieber Fürſt, welch ein unvergleichlicher Abend! Sie werden recht bald wiederkommen, nicht wahr?"

Er ergeht ſich in den höflichſten Redensarten und küßt den Damen galant die Hand. Die Pferde fahren vor, er ſpringt in den Wagen und — vorwärts!

Hinter dem Fenſter verſteckt ſieht Vincente trockenen Auges dem über den Platz hingleitenden Lichtſtreifen der Laternen nach. Hat der Kutſcher ſich denn nicht in der Richtung getäuſcht? Wird er nicht umkehren? — Doch immer entfernter klingt das Rollen der Räder. Noch einmal blitzt ein

heller Schein an der Biegung der Straße auf, dann verſinkt alles wieder in tiefe Nacht. Vincente aber wird es mit einem Male klar, daß mit dieſem letzten Lichtfunken eine zwanzigjährige Freundſchaft erloſchen iſt.

Doch ach, was will das heißen im Vergleich zu der grauſamen Undankbarkeit ihrer eigenen Tochter!

Gramerfüllt denkt ſie an die beiden Weſen, die ſie allein auf der Welt geliebt hat. Welch einen Reichtum an Nachſicht, Zartgefühl und Opferfreudigkeit hat ſie, die ſo lieblos, ja hart gegen andre ſein konnte, an dieſe beiden Menſchen verſchwendet! Sie waren der Lichtſtrahl, der ihren engen Horizont erhellte.

Da plötzlich erbebt ſie unter dem ſanften Druck einer Hand auf ihrer Schulter. Wer kommt denn da? Mißtrauiſch abwehrend hat ſie ihre Hand erhoben. Malwa iſt es — Malwa, die den ganzen Herzenskummer Vincentes erraten und ſich, von Mitleid erfüllt, bis zu ihr geſchleppt hat.

„O Mutter, liebe Mutter, weine deinen Schmerz in meinen Armen aus. Tränen lindern, beruhigen. Diejenige, die vorhin von dir ging, ſie wird an dein Herz zurückkehren, ſo wie einſtens als kleines Kind. Sie wird einſehen, daß alles nur — für ſie geſchah — aus allzu großer Liebe für ſie."

Widerſtandslos läßt Vincente ſich von den Worten der Liebe und Barmherzigkeit einwiegen, bis ihr allmählich die Tränen aus dem Herzen in die heißen, trockenen Augen ſteigen, und lange, lange weint ſie in den kraftloſen Armen, die ſie warm und mitleidsvoll umſchließen.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Durch Vermittlung des Oberrichters wurde in der Tat von einer Entlaſſung Matthias Teznars Abſtand genommen und er nur in eine andre Gegend, und zwar nach Ungarn verſetzt.

Eines Tages, als Henerik dem Häuschen, wo Malwa wohnte, ſeinen täglichen warmen Morgengruß zuſandte, erſchrak er nicht wenig beim Anblick eines vor der Türe halten-

den, mit Kiſten beladenen Wagens. Ach, was ſoll aus ihm werden, wenn er das ſanfte, geliebte Antlitz nicht mehr ſehen darf? Vor allem aber quälte ihn die Sorge, ob Malwa die ermüdende Reiſe aushalten werde. Machte es ihm doch den Eindruck, als ob die letzte Gemütserſchütterung ſie vollends ganz daniedergeworfen hätte. Und doch ſchienen weder Matthias Teznar, noch ſeine Frau, die ganz in ihren Kummer verſunken waren, die täglich zunehmende Hinfälligkeit ihrer Tochter zu bemerken. —

Während der junge Mann auf der Kanzlei mechaniſch ſeine Arbeit verrichtete, wanderten ſeine Gedanken aus den düſtern Mauern des Gerichtsgebäudes zu dem kleinen Haus — zu Malwas geliebtem, blaſſem Antlitz.

Ob ſie wohl ahnt, wie er mit ſeiner ganzen Seele ihren Kummer teilt? Ob ſie wohl noch manchmal an die warme, treue Liebe denkt, die er in ſeinem Herzen für ſie hegt? Ach, wenn er doch die Vergangenheit töten, ein kleines Stückchen ihrer Zuneigung gewinnen und ihr nach und nach etwas Liebe einflößen könnte! Ihm war, als könnte er ſie dann noch retten. Mit welcher Seligkeit würde er ſie mit ſich an den ſüdlichen Abhang des Gebirges führen, zu den Blumen, die ſie liebt, in eine beſcheidene, aber ſonnige Hütte, wo eine Welt von Liebe ſie umgeben ſollte!

Das Haus des Hilfsrichters erdröhnte unter dem betäubenden Lärm der Hammerſchläge. Kiſten wurden zugenagelt und Möbel verpackt, wobei Vincente und Baſia hilfreiche Hand anlegten.

„Morgen werde ich hoffentlich kräftiger ſein und euch auch helfen können," murmelte Malwa, die betrübten Herzens der Zerſtörung ihres freilich gar ärmlichen Heims anwohnte, das aber jetzt, im Augenblick der Trennung, der verklärende Zauber der Vergangenheit umwob. Sie fühlte wohl, daß das beſte Teil ihres Herzens hier in dieſen engen Mauern zurückbleiben werde. Wenn es nur wenigſtens möglich geweſen wäre, den Umzug hinauszuſchieben! Wer weiß, vielleicht hätte man ſie dann gar nicht mitnehmen müſſen. Beim Gedanken aber, daß ſie nur fortging, um in jener fremden Gegend zu ſterben, ergriff ſie ein Schauder.

Den Ellbogen aufs Kopfkiſſen geſtützt, hatte ſie ſich zu dem weit geöffneten Fenſter hingeneigt, um mit ihren großen, ſchwermütigen Augen die Arbeit der den Umzug beſorgenden Männer zu beobachten.

Auf den breiten Schultern der ſlowakiſchen Bauern entſchwand eins ums andre von den Möbeln, die Zeugen ihrer Kindheit geweſen waren. Voran der alte, wurmſtichige Sekretär, worin der Vater die geringe Barſchaft aufzuheben pflegte. Dann der alte, abgenützte Lehnſtuhl, aus dem ihr vor etwa zwanzig Jahren abwechſlungsweiſe das runzlige Geſicht der Urahne oder die blaſſen Züge ihrer jungen Mutter entgegengeblickt hatten. Ferner das für Mika gekaufte Kinderſtühlchen, in dem ſie wie eine kleine Königin gethront hatte. Auch das Klavier ſchwankte, einige klagende Töne von ſich gebend, vorbei, als ahne es, daß den bisherigen Jubelklängen künftighin die ernſten, ſchmerzlichen Töne der Reue folgen werden.

Am ſchmerzlichſten aber zuckte Malwas Herz beim Anblick ihres Bildniſſes zuſammen, das in eine Ecke verbannt worden war, weil André in einem Anfall von Entmutigung mit einem unbarmherzigen Daumenſtrich die Augen ausgewiſcht hatte. Niemals würden dieſe großen, geheimnisvollen Augen, die der Spiegel einer Seele waren, zu deren Höhe André ſich nicht emporzuſchwingen vermocht hatte, das Licht erblicken!

Und es war gut ſo. Wozu auch ſehende Augen, da das Leben ihr ja doch nur Enttäuſchung, Undankbarkeit und Schlechtigkeit entgegenbrachte. Ach, wie war doch dieſes zerſtörte Kunſtwerk ſo ganz das Sinnbild ihres Lebens! Ein kurzer Augenblick des Glanzes — dann hatte das Schickſal auch ſie in tiefe Nacht zurückgeſchleudert. Jetzt ſchritt ſie langſam dem unerbittlichen und unentrinnbaren Schattenreiche entgegen. — In dieſem Augenblick flog ein Büſchel loſer Alpenblumen zum Fenſter herein auf ihren Schoß, und zugleich ſah ſie eine ausgelaſſene Schar kleiner Bauernkinder gleich einem luſtigen Bienenſchwarm auseinanderſtieben.

Mit ihren durchſichtigen Händen ſammelte ſie die kleinen gelblichen Dolden. Es waren die blaſſen Blüten des „Liebſtöckels“, die die Kraft haben ſollen, das Herz vor böſem Liebeszauber zu bewahren.

Sanft drückte Malwa die zarten Blumen an ihre Lippen.

„Ach, ihr lieben Zauberblümchen," murmelte ſie traurig, „warum kommt ihr ſo ſpät?"

„Na, Töchterchen, noch immer müde?"

Es war die Stimme ihres Vaters. Voll Sorge betrachtete ſie ſein abgemagertes Geſicht und ſeinen gekrümmten Rücken. Wie er gealtert war, der gute Mann, ſeit jenen ſchrecklichen Tagen der Heimſuchung! Der Gedanke, ihn bald verlaſſen zu müſſen, erfüllte ſie mit Kummer und Mitleid, denn ſein Herz war gut, und er liebte ſie trotz ſeiner etwas rauhen, jeder äußeren Liebesbezeigung abholden Natur.

„Morgen," fuhr der Hilfsrichter mit einem Seufzer der Erleichterung fort, „fährt der erſte Wagen mit dem Hausrat ab — dann kommen wir daran."

Voll warmer, inniger Liebe ſah Malwa ihren Vater an.

„Ja, morgen," ſagte ſie. Dann faßte ſie ſich ein Herz und legte ſeine Hand ſchüchtern an ihre Wangen, indem ſie in zärtlichem Tone murmelte: „Ja morgen werden wir in deiner Heimat ſein. Ich darf das Haus ſehen, worin du geboren biſt, den großen Obſtgarten mit den vielen Pflaumenbäumen, die kleine Kirche, wo du getauft wurdeſt, und Onkel Franz, Onkel Anton und Tante Anna."

Matthias Teznar lächelte.

„Ja, bei all dem Unglück iſt das noch das Beſte, was mir geſchehen konnte. Ich weiß wohl, weiter als zum Hilfsrichter bringe ich es ja doch nie in meinem Leben, allein ich werde dort wenigſtens meine Geſchwiſter und alten Freunde wiederfinden, mit denen ich gelegentlich eine Partie Whiſt ſpielen und von früheren Zeiten plaudern kann. Vincente freilich, die Ärmſte," fügte er zögernd hinzu, „wird ſich nur ſchwer dort angewöhnen."

Malwa, die den feuchten Blick ihres Vaters bemerkte, drückte ihm ſchweigend die Hand. Ein dieſen ſchlichten Menſchen angeborenes Zartgefühl hatte ihnen verboten, ſich gegenſeitig über die Schuld der Mutter auszuſprechen.

„Du glaubſt alſo ganz gewiß, daß du dich in der alten Heimat wohl fühlen wirſt?"

„Ja, ganz gewiß."

Sie lächelte, zugleich aber schüttelte sie ein heftiger Fieberfrost.

„Was hast du? Ich will die Fenster schließen. Wie blaß du bist! Fühlst du dich unwohl?"

Besorgt schloß er sie in seine Arme und dabei erschrak er über die Magerkeit ihres Körpers. Bis zu diesem Augenblick war ihm ihr Zustand nie so recht zum Bewußtsein gekommen. Ihm schien es, als sehe er diese eingefallenen Wangen, die blauumränderten Augen, die durchsichtigen Hände heute zum ersten Male. War es eine unheilbare Krankheit, an der sie litt? Würde sie sterben? Durfte er sie nicht mit sich in die Heimat nehmen? Er glaubte, den Verstand zu verlieren. — Doch nein, nein, das war unmöglich. Der liebe Gott konnte ein solches Unglück nicht zulassen, ihn nicht noch tiefer demütigen. Dieses Kind war noch das einzige Glück, das ihm auf dieser Erde blieb. Er dachte daran, wie gut und sanft und fleißig sie immer gewesen — niemals an sich, immer nur an andre — zu denen auch er gehörte — gedacht hatte, und wie sie von diesen ausgenützt, vernachlässigt, ja sogar oft hart und unfreundlich behandelt worden war!

Malwa hatte die Augen jetzt wieder geöffnet; sie bemerkte den tief erschrockenen Blick ihres Vaters und versuchte sofort, ihn mit einem freundlichen Lächeln zu beruhigen.

„Ängstige dich nicht, lieber Papa. Ich bin nur etwas angegriffen von dem vielen Lärm. Es geht mir jetzt schon wieder besser, und du wirst sehen, morgen, da bin ich die erste aus den Federn!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Sie war in der Tat am nächsten Morgen etwas kräftiger erwacht und hatte sich, auf Basias Arm gestützt, im rosigen Frühlingssonnenschein eilig auf den Weg nach der alten Kirche begeben.

O, wie sehnte sie sich danach, vor ihrer Abreise noch einmal unter dem schlichten Gewölbe niederzuknieen, aus Herzensgrund zu beten, die grausame Vergangenheit zu begraben

und ſich nur noch das Gute und Schöne ihres Lebens ins Gedächtnis zu rufen!

Es war Sonntag. Helles Glockengeläute miſchte ſich in das luſtige Vogelgezwitſcher, während ſich der Marktplatz mit den feſttäglich geſchmückten Geſtalten der Gebirgsbewohner belebte, die, ihr großes Gebetbuch in ſlowakiſcher Sprache unter dem Arm, Malwa mit einem freundlichen Lächeln begrüßten.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ riefen ſie ihr zu, und leiſe antwortete ſie: „In Ewigkeit, Amen.“

Als Malwa dann bei ihrer Rückkehr, wohl etwas müde, aber fröhlicheren Herzens, in die Nähe ihres Hauſes kam, ſtieß ſie einen Ruf freudiger Überraſchung aus.

„Ah, Noémi, du biſt es! Wie lieb von dir, daß du gekommen biſt!“ Und lebhaft, mit weit geöffneten Armen ging ſie auf die Schweſter zu, voll Entzücken ihr gutes Ausſehen rühmend.

„Die arme Mama, wie mag ſie ſich gefreut haben! Und dann — alles macht ſich ja noch ſo gut — keine Entlaſſung — Papa iſt ſo glücklich —“

Da trat Baſia, ein Glas Milch in der Hand, dazwiſchen.

„Fräulein Malwa ſollte ſich jetzt vor allem ausruhen,“ ſagte ſie in gebieteriſchem Tone.

„Pfui!“ rief Noémi, die beſtaubte Wohnung betrachtend, „was für eine Unordnung, welch ein Schmutz! Wie kannſt du es nur hier aushalten?“

Ängſtlich hob ſie die ſeidenen Röcke in die Höhe, um ſie nicht an einem ſoeben gegen die Wand geſtellten, reich bevölkerten Hühnerſtall zu zerreißen.

„Ach was, nun dauert es ja nicht mehr lange, da wir heute abend ſchon im neuen Wohnort ſchlafen. Nicht wahr, welche Freude, daß Papa die Anſtellung in ſeiner Heimat erhalten hat, anſtatt in der Bukowina, von der eine Zeitlang die Rede war. — Und auch für dich wird die Reiſe weniger weit ſein, wenn du zu uns kommſt.“

„Ach was, ich!“

„Wie du das ſagſt!“

„Nun, weil wir eben auch fortziehen, jawohl. Warum

wundert dich das so sehr? Weißt du nicht mehr, daß das von jeher mein Traum war? Und wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt habe, so — übrigens hat André kürzlich den Auftrag bekommen, das Palais des Grafen Wasiliewicz, einer in Paris sehr wohlbekannten Persönlichkeit, mit Gemälden zu schmücken. Außerdem schickt er verschiedene Bilder, darunter zwei prachtvolle Porträts von mir, in den ‚Salon' der Champs Elysées, womit sicherlich sein Ruf als Maler eleganter Frauengestalten begründet wird. Das ist, dächte ich, Veranlassung genug zu unserer Übersiedlung."

Sprachlos sah Malwa ihre Schwester an.

André, im Strudel des Pariser Lebens! — André, in den Champs Elysées! André, Maler eleganter Frauengestalten! O, was für eine Macht mußte dieses Weib haben, daß sie im stande war, einen Mann so gänzlich zu verwandeln und all seinen Grundsätzen untreu zu machen!

„Aber deine Mutter — und sein Vater — was werden die dazu sagen?" fragte sie endlich ganz leise.

„Mama hatte ich ja längst vorbereitet; sie erinnert sich dessen noch sehr wohl. Trotzdem nimmt sie die Sache natürlich tragisch — aber da kann ich ihr nicht helfen. Nach der abscheulichen Geschichte, die euch passiert ist, mußte sie sich darauf gefaßt machen. Was aber meinen Schwiegervater anbelangt, so habe ich den vollständig mürbe gemacht. Er nimmt jetzt eben wieder einen Verwalter und ist dadurch auf demselben Standpunkt angelangt wie vor drei Jahren. Übrigens bin ich dahintergekommen, daß er viel reicher ist, als man glaubt, und nun tue ich mir keinen Zwang mehr an. — Weißt du, Malwa, ich bin weder eine empfindsame Seele wie Mama, noch ein bescheidenes kleines Haushühnchen wie du, sondern ein Vogel mit hohem Fluge. Ich brauche einen weiten, freien Raum — mein Ehrgeiz ist unersättlich — etwas Großes muß noch aus mir werden — wie und was, das weiß ich noch nicht — aber der Tag wird kommen, wo man von mir spricht!"

„Von ihr sprechen wird man!" wiederholte Malwa, den Kopf an die Wand gelehnt.

Doch plötzlich durchzuckte ihren fieberkranken Geist ein

entſetzlicher Gedanke und erfüllte ſie mit Grauen. Dieſer Graf Waſiliewicz, von dem ihre Schweſter ſprach, war er nicht ein naher Verwandter Adalberts? Ihr Herzſchlag ſtockte bei dieſer Vorſtellung, und tauſend Sorgen, noch ſchmerzlichere, qualvollere als alle, die ſie bisher erduldet hatte, ſtürmten auf ſie ein. Was hätte dann all ihre Aufopferung genützt?

Durch die offene Haustüre drangen jetzt mehrere Stimmen herein. Lebhaft beugte ſich Noémi über ihre Schweſter.

„André kommt nachher, um Abſchied zu nehmen," flüſterte ſie, „ich will nicht hoffen, daß du meine Pläne zerſtörſt und ihn gegen mich aufreizſt, wie du es vergangenen Sommer getan!"

Auf dieſe liebloſe Rede hin entfernte ſie ſich, während Malwa unbeweglich, mit trockenen Augen und wie erſtarrt von Schmerz und Entrüſtung auf ihrem Stuhle ſitzen blieb. Leute kamen auf ſie zu, ergriffen ihre Hände, küßten ſie — ſie ſah es nicht. Vincentes herzzerreißendes Schluchzen erfüllte das kleine Haus — ſie hörte es nicht!

Henerik, erſchrocken über dieſe große Ermattung, verſuchte, ihr ein ſtärkendes Getränk einzuflößen.

„Wozu?" rief ſie, ihn heftig zurückſtoßend.

Er aber, der treue Freund, der ihre mutige Stimmung in der Kirche beobachtet hatte, er ahnte wohl, daß dieſe erneute Verzweiflung das Werk Noémis ſei.

Die Stunden eilten dahin. Schon ſtanden die Planwagen, die die Familie Teznar fortführen ſollten und auf die die letzten Gepäckſtücke verladen wurden, vor der Türe.

„Nun komm," ſagte Matthias Teznar, den Arm um ſeine Tochter legend.

Sie raffte alle ihre Kräfte, ihre ganze Energie zuſammen und machte einige Schritte.

Neben dem Wagen bemerkte ſie den gerade noch rechtzeitig angekommenen André, der ſie mit ernſter Miene begrüßte.

Da ſtand plötzlich, einer Viſion gleich, in übernatürlicher Klarheit die Zukunft vor Malwas Geiſt: ſie ſah ein Familiendrama — Blut — Noémi! —

„Gehen Sie nicht nach Paris!" wollte ſie rufen. „O, gehen Sie nicht!"

Allein nur ein dumpfer Schrei entrang ſich ihrer Kehle, ſie machte noch einige Schritte, wankte, drehte ſich um ſich ſelbſt und ſank todesblaß in die Arme ihres Vaters.

Ein Augenblick ſtarren Entſetzens folgte.

„Einen Arzt, ſo raſch als möglich!“ rief Fräulein Sophie, die Schweſter des Pfarrers, die einzige, die den Kopf nicht verloren und Malwa auf das elende im Haus zurückgelaſſene Sofa gelegt hatte.

„Ein äußerſt bedenklicher Zuſtand,“ erklärte der von André eiligſt herbeigeholte Doktor.

„Ich werde hier bleiben,“ ſagte das alte Fräulein. „Man ſoll die Pferde ausſpannen und das Bettzeug abladen. Sie, meine arme Vincente, bitte ich, ins Pfarrhaus zu gehen. Mein Bruder wird Sie und Herrn Teznar mit Freuden beherbergen.“

In unbeſchreiblicher Herzensangſt verbrachten die Angehörigen und Freunde den Tag. Malwa ſank von einer Ohnmacht in die andre. Gegen Abend, als die Glocken zum Gebet läuteten, verfiel ſie in einen noch beunruhigenderen, ſchlafſüchtigen Zuſtand. André, der die ganze Zeit über nicht aus dem Hauſe gewichen war, ſchickte nun einen Boten mit der Nachricht nach Schwarzenſee, daß er dieſe Nacht nicht nach Hauſe kommen werde.

Um Mitternacht öffnete die Kranke weit die Augen und ſchaute um ſich.

Was mochten dieſe Lichter bedeuten und all die ſchwarzen, unbeweglichen Schatten, die ihr Bett umſtanden?

In einer Ecke ſpricht eine ſanfte Stimme ein Gebet. Vielleicht iſt es eines für Abgeſchiedene. Wahrſcheinlich glaubt man, ſie ſei ſchon tot. Entſetzen erfaßt ſie. Wie Blei liegt es ihr auf Stirn und Bruſt — ſie will rufen — ein Schrei entringt ſich ihrer Kehle, ein heiſerer, unnatürlicher Laut: „Luft!“

Man richtet ſie in ihren Kiſſen auf. Ein Fläſchchen mit Äther wird ihr unter die Naſe gehalten, und lang und tief atmet ſie die Stärkung ein, während ihre Augen die Umſtehenden zu erkennen ſuchen.

Hier, ganz in ihrer Nähe, das iſt André, der ſich angſtvoll über ſie beugt und ſie betrachtet, aber nicht mehr mit dem harten, verächtlichen Ausdruck der letzten Zeit, ſondern

mit freundlichen, mitleidsvollen Augen, aus denen die herzliche Zuneigung von einstens spricht. Wer weiß, vielleicht denkt sie an die noch nicht fern liegende Zeit, wo dieses Sterben, Auge in Auge mit ihm, eine bittersüße Wonne gewesen wäre. Heute aber wendet sich ihr Blick ernst und gleichgültig von ihm ab und ihre fragenden Augen richten sich auf Henerik.

Da steht er, der bescheidene Gerichtschreiber, halb versteckt hinter Fräulein Sophie, der treuen Seele. Ach, wie sind diese Züge von Schmerz verzerrt, von einem Schmerz, für den es auf dieser Erde keinen Trost mehr gibt!

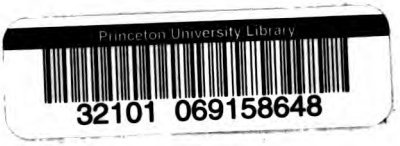
Ob Malwas Seele wohl davon ergriffen wird? Ob sie in dieser Stunde übernatürlicher Geistesklarheit den Wert dieser beiden Männer, die sie auf so verschiedene Weise geliebt haben, gegeneinander abzuwägen vermag?

Der eine von feuriger, leicht aufbrausender und zärtlicher Gemütsart, aber schwach und von Leidenschaften beherrscht. Der andre ernst, zurückhaltend, ohne bestechendes Äußere, der sie aber mehr lieben und besser kennen mußte als jeder andre Mensch, da er ihr das Opfer, das sie gebracht und so ängstlich vor jedermann gehütet, doch eines Tages von den Lippen gelesen hatte. Wie aber soll sie ihm die tiefe Dankbarkeit, die ihr Herz erfüllt, ausdrücken? Ihr müder Geist sucht nach einem Zeichen, und da sie nichts zu geben hat, weder ihr gebrochenes Herz, noch ihr dahinschwindendes Leben, noch irgend etwas, das ihr gehört, so reicht sie ihm die kleine, durchsichtige Hand. Ihm wenigstens und nicht jenem andern soll ihr letzter Druck gehören. Ohne Zweifel hat er ihren stummen Gedanken erraten. Die Kehle ist ihm wie zugeschnürt, heiße Tränen steigen ihm in die Augen, und voll Andacht umschließt er die zarte Hand, deren Pulsschläge er zählt.

Allein diese letzte Anstrengung hat Malwa erschöpft. Schon fallen ihr die Lider wieder zu, und die Wangen auf die Blüten des Liebstöckels gedrückt, auf jene Blumen, die die Mädchen vor bösem Liebeszauber bewahren, hat sie die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen.

Ende.

18408


Princeton University Library
32101 069158648